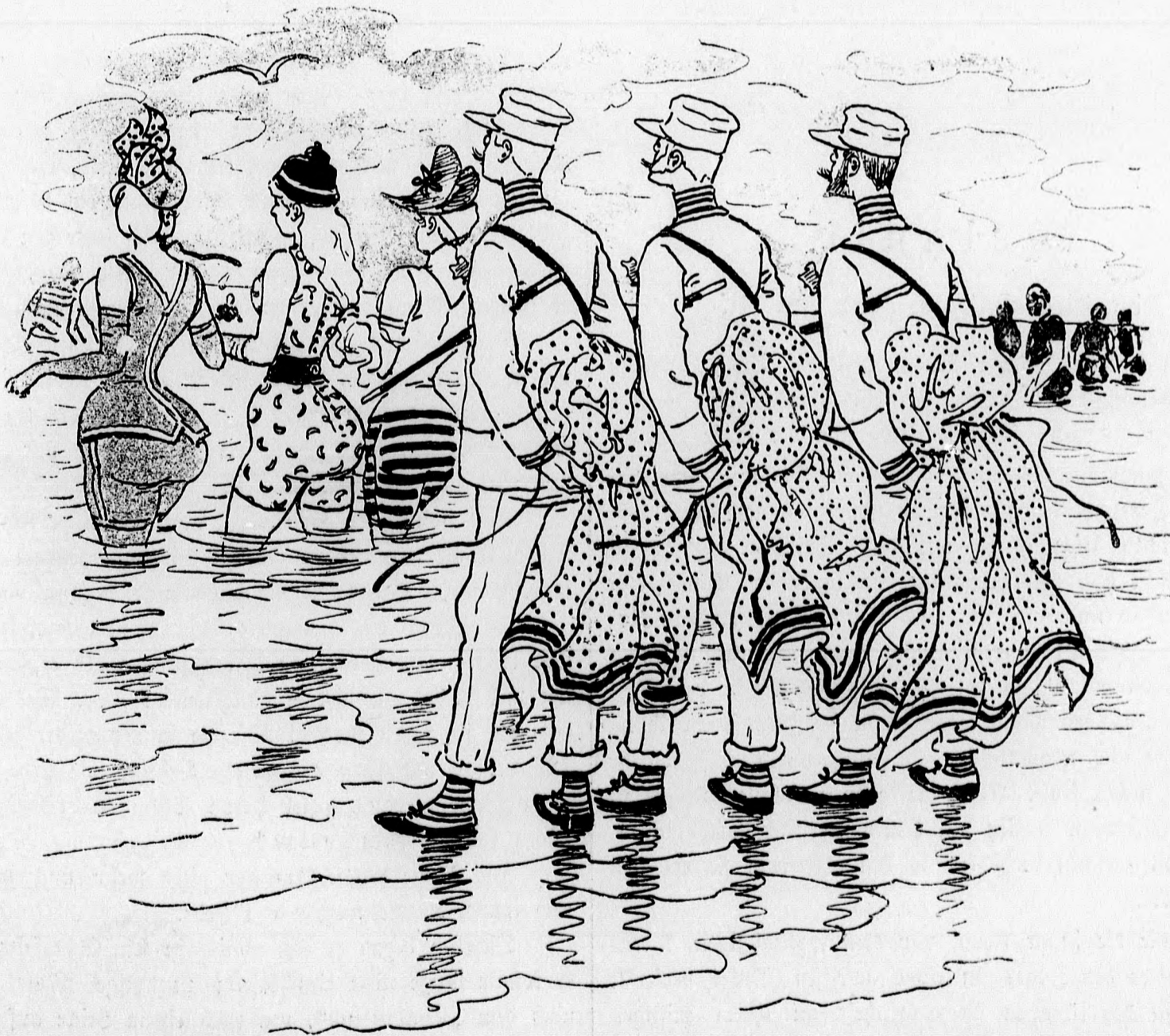




Pikante und heitere  
Blätter.

Er scheint in 18 Heften à 50 kr. ö. W. = 90 Pfenn. S.



Chor der Naturfreunde: Wie schön sind doch Deine Werke, o Herr!



## Melanie.

Eine Kleinigkeit von Jean qui rit.

Noch ein letzter, zärtlicher Blick, noch ein Tücherschwenken am Fenster des Waggons — ein schriller Pfiff — ein Rußhändchen — dann rollte der Zug aus der Halle.

Mit langsamen Schritten nähert sich Melanie dem Separatcoupé, welches der fürsorgliche Gatte — nach einer kurzen, heimlichen Unterredung mit dem Schaffner — ihr zu sichern gewußt hat. Sie verschließt von innen das Coupé, legt das Nieder ab und wirft sich auf die weichen, rothen Sitzpolster hin. Ihre Blicke wenden sich durch das Coupéfenster zum tiefblauen Nachthimmel empor, als ob sie in den Myriaden Sternen lesen wollte, was die nahe Zukunft in ihrem Schoße berge und weshalb sie nach Franzensbad müsse, da ihr im Grunde nichts fehlt. Aber die großen, blauen Augen in dem feingeschnittenen Antlitz mit dem wunderbar durchsichtigen, weißen Teint forschen vergebens in den Sternen; sie erhalten keine Antwort.

Und wie die junge Frau, von dem regelmäßigen, fadenzarten Gepolter des Zuges in einen gewissen Duse! versenkt, die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit an ihrem geistigen Auge vorüberziehen läßt, gedenkt sie der Ideale, die noch vor zwei Jahren ihr, dem jungen Mädchen, vorschwebten, und wie sie dann allmählig diese Ideale aufgegeben und auf Andrängen

ihrer Eltern dem Großpächter Salomon die Hand zum Ehebunde gereicht hatte, der um zwanzig Jahre älter als sie, ihr mehr Vater als Gatte war, aber sehr reich und sehr gutmütig, seiner jungen Frau bis zur Selbstaufopferung ergeben.

Dann gedachte sie der sechs Monate, welche ihre Ehenunmehr wahrte, und der regen Abwechslung von Vergnügungen und Zerstreuungen, zu welchen der reiche Salomon sein Haus geöffnet hatte. Und inmitten all' der Pracht und all' der Unterhaltungen hatte sie sich so einsam und verlassen gefühlt, weil alle diese eitlen Freuden nicht im Stande waren, die Leere ihres Herzens auszufüllen . . .

Das monotone Klappern des Sitzuges dauerte fort und lullte die junge Frau endlich vollends in den Schlaf ein. Die öde Wirklichkeit wurde von der goldenen Traumwelt abgelöst. Sie sah sich in einem großen, prächtigen Garten mit weiten Rasenplätzen und prächtigen Blumen, deren Düfte sie schier betäubten. Und wie sie auf den Kieswegen dahinschritt, stützte sie sich auf den Arm eines schlanken, kräftig gebauten Jünglings, der einen Arm um ihren Leib legend, die Schwankende in ihrem Gang unterstützte. Melanie fühlte den sanften Druck und es fuhr wie ein elektrischer Strom durch ihren ganzen Körper. Es that ihr wohl, sich von dem starken Jüngling führen zu lassen; willig folgte sie ihm in das schattige Dunkel der Platanen und Palmen . . .

\*

Nach dem Abschied von seiner jungen Frau hatte Herr Salomon auf dem bequem gepolsterten Sitze seines Landauers breit Platz genommen — war er doch jetzt allein auf dem Doppelsitze — und war nach seinem prächtigen Hause gefahren. Gleichgiltig streiften seine Blicke über das Gewühl in den hell erleuchteten Straßen, gleichgiltig auch über den Luxus, mit welchem der Flur seines Hauses ausgestattet war, in welchem er jetzt die Marmortreppe zu seinen Wohngemächern emporstieg.

Langsam und gedankenlos schritt er durch die Salons, bis er endlich merkte, daß er sich in dem Boudoir seiner Gattin befinde. Es war ein reizendes Nest, mit hellblauer, geblühter Seide tapeziert; jedes Stück der Einrichtung und der Biblesots war eine Sehenswürdigkeit.

Mit instinktiver Scheu ließ Herr Salomon sich auf einer kleinen Causeuse nieder, stützte das mit ergrauendem Kraushaar spärlich besetzte Haupt auf die Hände und begann nachzudenken.

— Welch' ein engelgutes Geschöpf ist doch diese Melanie! Ein rechtes Kind, um 20 Jahre jünger als er, und dennoch wie viel Liebe, wie viel Anhänglichkeit! . . . Wie sie geweint hat, als sie reisen mußte! Wie sie immer wieder gefragt hat: „Wozu soll mir Franzensbad?“ Hehehe, die liebe Unschuld!

Dieser Gedanke gefiel Herrn Salomon ausnehmend gut. Wozu soll ihr Franzensbad?

Die Frage wollte ihm gar nicht mehr aus dem Kopfe und immer wieder mußte er lächeln.

Lächelnd begab er sich endlich in sein Schlafzimmer; aber er konnte lange nicht einschlafen; unzählige Male langte er nach dem „Conducteur“, um nach einem Blicke auf die breite, goldene Taschenuhr, die auf dem Nachttische lag, zu sehen, welche Station Melanie jetzt wohl erreicht haben mochte . . .

\*

Die schöne Melanie hatte sich rascher in das bunte, abwechslungsreiche BADELEBEN hineingefunden, als sie geglaubt hatte. Sie hatte bald Gesellschaft gefunden und so floß denn die Zeit angenehm dahin. Herr Salomon erfuhr aus ihren Briefen mit Vergnügen, daß es ihr in Franzensbad wohl ergehe, daß sie fleißig die Kur gebrauche, obgleich sie noch immer nicht wisse, wozu ihr dieselbe soll, da sie ja vollkommen gesund sei. Weil aber der „Herr Doktor“ verordnet hat, daß sie die Franzensbader Kur gebrauchen solle, will sie der ärztlichen Anordnung sich gerne fügen u. s. w. u. s. w.

Herr Salomon lächelte zufrieden, wenn er Solches las.

— Oh, welche Frau! ein wahres Kind! rief er dann aus. Ach, könnte ich sie doch wieder umarmen!

Dies hinderte ihn aber nicht, sie in jedem seiner Briefe zum fleißigen Gebrauch der Kur zu ermahnen; ja er gab ihr zu verstehen, daß er nichts dagegen einzuwenden hätte, wenn sie die Badezeit um zwei Wochen verlängern wolle.

Melanie war — wie wir gesehen haben — eine folg-same Frau. Sie wußte, daß ihr Gatte nur ihr Bestes wolle; und darum blieb sie. Sie blieb umso lieber, als sie die Bekanntschaft einer polnischen Familie gemacht hatte, in deren Gesellschaft sie sich sehr wohl befand. Die Familie bestand aus einer älteren Dame, deren Tochter mit zwei Kindern und Herrn Arthur, dem Bruder der jungen Frau, der die Kleinen in seiner Obhut hatte. Die polnische Familie hatte Melanie sehr liebgewonnen und diese befand sich fast immer mit den Płoczińskys. Herr Salomon vernahm mit Freuden, in welcher angenehmer Gesellschaft seine Frau lebte.

Nur von Einem hatte Frau Melanie ihrem Gatten zu schreiben vergessen: von Herrn Arthur. Und doch hätte dieser verdient, erwähnt zu werden. Es war ein hoch gewachsener, kräftiger Mann mit breiten Schultern. Die ganze Figur strotzte von Gesundheit und Lebenskraft. Ein langer, weicher Blondbart fiel auf seine Brust herab; seine braunen Augen ruhten mit sympathischer Wärme auf Allen, die ihm nahen.

Melanie machte eines Morgens die merkwürdige Entdeckung, daß Herr Arthur in auffallender Weise jenem Jüngling gleiche, der ihr in der Nacht der Abreise nach Franzensbad im Traum erschienen war; und als man bei einem Ausfluge in die romantische Umgegend einen Hügel hinanklomm und Herr Arthur einen Arm um Melaniens Leib zu legen wagte, um ihr im Gang beizustehen, da fühlte sie den gewissen elektrischen Strom durch ihre Glieder fahren und sah die ganze Poesie jenes Traumes verwirklicht . . .

Nach einigen Tagen hatte Frau Melanie ihre Kur beendet. Eine zahlreiche Gesellschaft gab ihr das Geleite zum Bahnhofe, als sie die Heimreise antrat. Auch die polnische Familie mit Herrn Arthur war da. Noch ein letzter, zärtlicher Blick, ein letztes Tücherschwenken aus dem Waggonfenster, ein schriller Pfiff und der Zug rollte aus der Halle.

Langsamem Schrittes begibt sich Melanie nach dem Separatcoupé, welches Herr Arthur ihr gesichert hat. Sie schiebt den Kiegel vor, entledigt sich des Nieders, wirft sich auf die rothen Sammpolster. Sie hält eine weiße Rose in der Hand und während sie diese langsam entblättert, rinnt Zähre um Zähre über ihre blassen Wangen.

\*

Herr Salomon war seiner Gattin mehrere Stationen entgegen gefahren und er konnte in seiner Sehnsucht das Eintreffen des Zuges kaum erwarten. Vielleicht waren seine Erwartungen zu hoch gespannt gewesen, aber es schien ihm, daß Melanie nicht sonderlich darob erfreut sei, ihn einige Stunden früher zu sehen. Auch konnte Herr Salomon sich unterwegs überzeugen, daß Melanie sehr nervös sei.

Zu Hause nahm Melaniens Nervosität von Tag zu Tag zu. Herr Salomon war darob ganz und gar nicht betrübt; — im Gegentheil. Mit frohlockendem Herzen schloß er aus dem sonderbaren Gehaben seiner Frau auf den Erfolg der Franzensbader Kur. Diese seine Vermuthung sah er bestätigt, als nach wenigen Wochen der „Herr Doktor“ ihm die freudige Mär kündete, daß der Storch im Anzuge sei.

Triumphirend eilte er aus seinem Kontor in Melaniens Vouloir. Glückselig schloß er die kleine Frau in seine Arme und rief:

— Weißt Du jetzt schon, wozu Franzensbad gut war?

Melanie erröthete tief. Sie schlug verschämt die Augen zu Boden und lispelte:

— Ja, ich weiß es . . .

### Indiscretionen einer Cocotte.

Au's Licht gefördert von Germain d'Ange.

Woraus besteht eigentlich unser Leben? Aus den süßen Augenblicken — Anderer.

\*

Je beredter unser Körper, desto schweigsamer unser Herz.

\*

Ich lese nicht in den Augen der Männer, sondern am liebsten — Banknoten.

\*

Warum ich einen Geliebten habe? Weil doch unferne auch sein — Vergnügen haben will.

\*

Was geht mich die Emancipation an! Ich gewähre jedem Manne so viele Rechte er nur will.

\*

Ich verliere an Jedermann mein Herz, wenn er mich nur sein — Portemonnaie finden läßt.

\*

Mancher Mann fordert von mir, daß ich mehr wisse, als — zehn Gattinen.

\*

Meine Liebe kennt nicht Amor, nur — Mercur.

\*

Viel beneidet werde ich von neugierigen jungen Mädchen und von vernachlässigten alten Frauen.

## Landleben.

Von Satanello.

Im Salon der Baronin Marcelline ist die gewöhnliche Gesellschaft wieder versammelt. Auf den Tabourets sitzen lächelnde junge Frauen (Bäder und Sommerfrischen haben ihnen sehr wohl bekommen!) und lauschen den Erzählungen eines jungen Mannes, der als die verkörperte chronique scandaleuse der sogenannten guten Gesellschaft gekannt und gefürchtet ist.

— Es ist ein süperbes Geschichtchen, meine Damen! ruft der lebenswürdige Erzähler aus; ich weiß im voraus, es wird Sie prächtig amüsiren. Namen nenne ich natürlich nicht, — die Damen kennen meine Diskretion — aber Sie sind gewiß scharfsinnig genug, um zu errathen, wem eine so drolige Geschichte passiren kann. Nennen wir die Personen einfach Herr und Frau K.

Also, das K.'sche Ehepaar hat einen Theil des heurigen Sommers in einem kleinen Dörfchen zugebracht. Was sollte nun aber die kleine Frau K. mit ihrem Roman anfangen? Unter diesem Roman ist jene idyllische kleine Bekanntschaft zu verstehen, welche Frau K. einige Wochen vorher mit einem lebenswürdigen jungen Manne geschlossen und welche zu Beginn des Sommers, gleich dem Weizen, in die Halme geschossen war, so daß nur wenige Zeit mehr sie von dem süßen Augenblicke trennte, da die Liebesfaat reif war, abgemäht zu werden.

Was war zu thun? Sie konnten doch nicht in demselben Dörfchen ihre Hütte bauen. Der kurzichtigste Gatte müßte es alsbald merken, und sie würden auch nichts damit erreichen, denn Herr K. gehört zu jenen Ehemännern, die den ganzen Tag ihrer Frau auf dem Nacken sitzen.

Eine verzweifelte Lage, nicht wahr? Was sollten sie anfangen? Glücklicherweise hatte Frau K. einen guten Einfall. (Wenn die Noth am größten, ist bei ihr ein guter Einfall immer am nächsten.)

Auf Büchschenschußweite von dem Dörfchen, wo Frau K. mit ihrem Gatten sich niederzulassen gedenkt, gibt es noch ein zweites Dörfchen. Hier läßt sie ihren Ritter Aufenthalt nehmen. Sie finden vielleicht, meine Damen, daß hiezu nicht viel Scharfsinn gehörte. Das will ich zugeben. Umsomehr dazu, was noch folgt.

Herr K. langweilt sich in seinem Dorfe schrecklich und seine kleine Frau überredet ihn, Drachen steigen zu lassen und so seine Zeit todzuschlagen. Der Gatte baut sich einen Riesendrachten aus buntem Papier, mit langem, goldenem Schweif und geht Vor- und Nachmittags auf die große Wiese, wo er von der lieben Dorfjugend umgeben seinen herrlichen Drachen steigen läßt, hoch, sehr hoch, so hoch als möglich. Gleich einem farbigen Ungeheuer schwebt der Drache in der Luft und — ist dem Ritter im Nachbardorfe das Signal, daß er kommen könne. Dann eilt der Ritter zu seiner ihn sehnsüchtig erwartenden Dame und die Verliebten können in voller Sicherheit ihr Glück genießen, denn vor ihren Augen schwebt der Drache in der Höhe und sie können jede Bewegung des Gatten beob-

achten. Es ist wohl überflüssig zu bemerken, daß wenn sie den Drachen herniedersteigen sehen, der verliebte Ritter den Rückzug antritt . . .

Die Damen sind entzückt von diesem scharfsinnigen Auskunftsmittel und bestürmen den lebenswürdigen Erzähler mit der Frage:

— Wer ist das? wer sind sie? Wir wollen die Helden kennen lernen!

Allein der Chroniqueur ist unerschütterlich.

— Meine Damen! Sie kennen meine Diskretion.

\*

In diesem Augenblicke geht die Thüre auf und der Diener meldet:

— Herr Justizrath Muckenich und Gemahlin!

Im nächsten Augenblicke tritt würdevoll der dickwanstige, kahlköpfige, bebrillte Herr Justizrath Muckenich mit seiner bezaubernden, kleinen Frau am Arme ein.

Allgemeine Freude, herzliche Begrüßungen. Schön, daß die Herrschaften auch wieder da sind, jetzt erst könne die Saison eröffnet werden u. dgl. m.

— Und wie haben Sie den Sommer zugebracht? fragt man sie von allen Seiten.

— Oh, ausgezeichnet! beeilt sich Herr Muckenich zu antworten. Noch nie hatten wir eine Villegiatur, die so reich an idyllischen Freuden gewesen wäre, wie diese. Nicht wahr, liebste Emilie?

— Ja, wir lebten sehr glücklich.

— Und womit haben Sie Ihre Zeit zugebracht?

— Emilie saß auf der von wildem Wein dicht umrankten Veranda unserer Villa, während ich den ganzen Tag Drachen steigen ließ.

Die ganze Gesellschaft brach in ein wieherndes Gelächter aus.

— Sie lachen, meine Herrschaften? rief Herr Muckenich. Ach, heutzutage hat man keinen Sinn mehr für naive Freuden . . . Glücklicherweise ist meine Emilie anders geartet . . . Sie ist ja da, sie soll es selber sagen.

Alle Augen wandten sich nach dem kleinen, molligen Frauchen, das bis an die Ohren erröthend und in arger Verlegenheit stammelte:

— Mein Gott, ja! Ich kann versichern, daß das Drachensteigenlassen meines Mannes uns manche genußreiche Stunde bereitet hat . . .



### Johannisfeuer.



Sommer Sonnenwende,  
Wie trübst du mir den Muth,  
Daß Lenz und Lust zu Ende,  
Gemahnt mich deine Gluth.

Heut' schreit' ich nicht gemeinsam  
Mit Winter Hand in Hand,  
Heut' steh' ich so ganz einsam  
Bei deinem Feuerbrand.

Wie Alle paarweis wandern —  
Was blieb ich nicht davon — ; —  
Die hat schon einen — Andern  
Und Jene ein — And'rer schon . . .  
Friedrich v. d. Adler.

### Die unmögliche Bedingung.

Von Catulle Mendès.

Auf der Thüre gab es eine Tafel mit der Inschrift: „Eintreten ohne anzuklopfen.“ Sehr gut, Das gefiel mir. Ich drückte an die Klinke und trat ein. Vor einem mit Schriftstücken und Registerbüchern bedeckten Schreibpulte saß Gott Amor. Viele Andere an meiner Stelle würden vielleicht erstaunt gewesen sein und würden es seltsam gefunden haben, daß der allmächtige Gebieter über Körper und Seelen, halbnaakt in seiner Gewandung von Gold und Purpur, eine Krone von strahlenden Rubinen auf dem Haupte, im zweiten Stockwerke eines Hauses der K.-Straße saß, in einem mäßig großen, mit einer verbläuten Papiertapete belegten Zimmer, das mit seinen Schreibpulten und mit Schriftstücken angefüllten Fächern dem schmutzigen Bureau irgend eines vorstädtischen Notars glich. Aber ich, der ich die Dinge kenne, war ganz und gar nicht überrascht. Ich näherte mich und sprach: „Ich habe wohl die Ehre, mit dem königlichen Gros, Sohn der Cypris zu sprechen?“

— Ich bin's, erwiderte er, einen Augenblick von seiner Schreiberei aufschauend. Was steht zu Ihren Diensten, mein Herr?

— Folgendes ist mein Verlangen. In mehreren Zeitungen habe ich eine Reklame-Ankündigung gelesen, wonach Sie in diesem nicht eleganten, aber von der Geschäftswelt bevölkerten Stadtviertel eine Agentur gegründet haben, welche den Zweck hat, solchen jungen Leuten zu Hilfe zu kommen, die für ihr natürliches Liebesvermögen augenblicklich keine Verwendung haben.

— Ja, erwiderte Amor; um mich den modernen Gebräuchen anzubequemen, habe ich zur Publizität der Zeitungen meine Zuflucht genommen.

— Es wird allgemein anerkannt, fuhr ich fort, daß Sie, um den an Sie gerichteten Nachfragen entsprechen zu können, eine ansehnliche Menge liebeslustiger Frauen bereit halten, die

vermöge ihrer leiblichen Reize nicht weniger begehrenswerth sind, als vermöge ihrer geistigen Vorzüge.

— Es ist wahr, daß ich eine schöne Auswahl von zärtlich gearteten jungen Frauen habe. Früher war man gewohnt, die Wahl Derjenigen, der man sein Leben widmen sollte, dem Zufall zu überlassen; aber endlich hat man wahrgenommen, daß ein solcher Vorgang mit großem Zeitverluste verbunden sei; überdies kam es oft genug vor, daß der Zufall zwei Herzen mit einander verband, die nicht für einander geschaffen waren. Daraus ergibt sich von selbst die Nützlichkeit und der Erfolg der Unternehmung, der ich mich mit einem Sachverständniß gewidmet habe . . .

— Welches von aller Welt anerkannt und hochgeschätzt wird, sagte ich höflich. Da ich nun seit zwei Wochen ohne Liebe bin . . .

— Oh, wie beklage ich Sie!

— . . . wende ich mich an Sie, damit Sie diesem langen und traurigen Wittthum ein Ende machen.

— Wollen Sie eine legitime oder eine illegitime Verbindung eingehen?

— Eine illegitime, erwiderte ich ohne Zögern.

— Wohlan! Ich versage zwar meine Dienste Denjenigen nicht, die nach den ehrbaren Freuden der Ehe Verlangen tragen; aber es ist mir ein ganz besonderes Vergnügen, die Wonnen der freien Küsse zu begünstigen. Allein, ehe ich Sie über die Eigenschaften befrage, welche Sie in Derjenigen vereinigt sehen möchten, die all' Ihr Freud und Leid ausmachen wird, geziemt es sich, daß ich über Sie selbst, mein Herr, einige Aufschlüsse erhalte.

— Ich höre und bin bereit zu antworten.

— Sind Sie reich? Denn kein Mann, und wäre er so schön wie der Knabe Aylas, für den die Nymphen in Liebe entbrannten, darf auf Liebe zählen, wenn er nicht die Mittel hat, Gewand und Haar der Geliebten mit kostbaren Edelsteinen zu schmücken.

— Ich glaube 2—3 Millionen zu besitzen, warf ich nachlässig hin.

— Das ist nicht viel. Aber es ist möglich, daß wir eine Frau oder ein Fräulein mit bescheidenen Ansprüchen finden, die sich damit begnügen wird. Nun weiter. Sind Sie tapfer? Denn Derjenige ist nicht würdig, den Nagel an der kleinen Zehe einer Frau zu küssen, der sich nicht befähigt fühlt, aus Liebe zu ihr die furchtbarsten Kämpfen in den Staub zu strecken.

— Im verflossenen Jahre habe ich im Einzelkampfe sieben oder acht Duellisten getödtet, die durch ihre Geschicklichkeit und ihren Muth berühmt waren.

— Das ist nicht übel. Ich sehe schon, daß wir nun zu dem wichtigsten Punkte schreiten können.

Der Liebesgott sammelte sich einen Augenblick, dann schlug er ein ungeheures Register auf, das vor ihm lag, und fragte:

— Blond oder braun?

— Blond! rief ich verzückt aus. Blond wie ein Getreidefeld, dessen Aehren die Farbe der Sterne haben, blond wie der Widerschein der Abendsonne in den Wogen des Meeres, blond, o Gros! wie Deine Mutter erschien, als sie dem Meereschaum entsteigend, durch ihr Haar die Morgensonne verblaffen machte.



— Wie finden Sie mein Netz, Graf ?  
— O, groß genug, um Gimpel damit zu fangen !



- Sie haben in Ihrem Leben wohl viele Eroberungen gemacht, schöner Badmeister?
- Hm, ja; aber mit der Zeit bin ich wählerisch geworden.

— Ich glaube gefunden zu haben was Sie brauchen, sagte Gott Amor, mit dem Finger auf eine Stelle seines Buches tippend. Doch gehen wir weiter. Sie soll jung sein, ohne Zweifel?

— Jung wie die Dämmerung des Tages und wie der Morgenthau des Frühlings, jung wie die erste Blume des ersten Tages im Monat April.

— Dieser Punkt macht uns keine Schwierigkeiten. In den jetzigen Zeiten verrathen die jungen Fräulein in Liebesfachen eine ganz merkwürdige Frühreife. Doch lassen Sie uns bestimmter reden. Sechszehn Jahre, siebzehn Jahre?

— Sechszehn Jahre; aber sie soll noch jünger aussehen.

— Sehr wohl. Und schön, selbstverständlich?

— So strahlend, so weiß und so rosig, daß es ein Schimpf für sie wäre, mit dem Glanz der Morgenröthe, mit den Lilien der Königsgärten, mit dem züchtig errötheten Haideröslein am Hag verglichen zu werden.

— Sie verlangen nicht zu viel. Welche Frau besitzt nicht diese von Ihnen geträumten Reize? Wünschen Sie vielleicht, daß sie dichterische oder musikalische Neigungen habe?

— Ich wünsche, daß sie selbst ein Gedicht, ein Lied, eitel Harmonie sei!

— Nichts ist leichter. Schwieriger gestaltet sich die Sache, wenn Sie vielleicht fordern, daß sie treu sei.

— Ja, ich fordere es! Aus Liebe zu mir soll sie die schönsten und reichsten Bewerber verschmähen! Ein Verlangen, das Verlangen nach mir soll sie beschäftigen; ein Name, der meinige, soll in ihren Träumen auf ihre Lippen kommen. Das fordere ich!

— Ei, ei, Das ist viel verlangt! Aber es thut nichts. Trotz Allem, was die Poeten und Erzähler in ihrer Bosheit verbreiten, gibt es doch noch Frauen mit beständigem Herzen. Nun wollen wir Ihren Wunsch zusammenfassen. Blond, sechszehn Jahre alt, sehr schön, für Verse und Lieder schwärmend, endlich unerschütterlich treu. Wohl denn, mein Herr; es freut mich, Ihnen ankündigen zu können, daß Ihre Hoffnung in allen Punkten in Erfüllung gehen werde. Ich habe eine Klientin, die mit allen den Vorzügen ausgestattet ist, welche geeignet sind, Ihr Gefallen zu finden. Sehr einfach gekleidet, mit einem Schleier vor dem reizenden Gesichtchen wird sie, von ihrer englischen Erzieherin begleitet, binnen wenigen Minuten durch den großen Stadtpark gehen. Sputen Sie sich! da meine Macht ihr Herz Ihnen geneigt gemacht hat . . .

Ich ließ ihm nicht Zeit zu vollenden und stürzte auf die Thüre zu. Allein, ehe ich das Bureau verließ, wandte ich mich noch einmal um.

— A propos! sagte ich, ein Detail, und zwar ein wichtiges, habe ich vergessen.

— Welches?

— Hat das Fräulein, welches Ihre Huld mir zugedacht, nie vorher geliebt? Haben niemals andere Lippen die ihrigen berührt?

— Wie? was? rief Gott Amor.

Ich wiederholte meine Frage.

— Sie sind verrückt! schrie der Liebesgott. Sie ist sechszehn Jahre alt und Sie verlangen . . .

— Ja, ich verlange, daß sie unberührt sei an Leib und Seele. Sonst ist nichts! . . .

— Ei, zum Kukuk! sagte Gott Amor.

Und er ward sehr verlegen, fragte sich wiederholt am Ohr und begann in seinem Register zu lesen, dann in einem zweiten, einem dritten und in unzähligen anderen. Aber umsonst. Unter den vielen und vielen jungen Frauenspersonen, die in diesen zahllosen Listen eingeschrieben waren, gab es nicht eine einzige, welche jener Bedingung entsprochen hätte, auf welche ich am meisten Gewicht legte. Nachdem Amor über eine Stunde gesucht, ließ er entmuthigt den Kopf sinken und sprach: „Ich fürchte sehr, daß das Witthum, dessen Sie schon nach zwei Wochen überdrüssig sind, bis ans Ende Ihrer Tage dauern werde.“

Doch plötzlich schimmerte ein Hoffnungsstrahl in seinen Augen auf.

— Halt! rief er. Da im Nebenzimmer ist mein erster Gehilfe. Dieser hat das Amt, ein Summarium über die Eigenschaften aller Frauen der Welt zu führen. Dabei ist er mit einem wunderbaren Gedächtniß begabt. Ihn wollen wir befragen; er ist Ihre letzte Zuflucht.

Amor drückte auf den Knopf der elektrischen Glocke und der Gehilfe erschien. Auch dieser war ein junger Gott, sehr schön von Gestalt, bekleidet mit einem hyacinthenfarbenen Chlamys, das goldblonde Lockenhaupt geschmückt mit einem Diadem von weißen und blauen Perlen. Als er erfuhr, wovon die Rede sei, versiel er in ein tiefes Sinnen. Augenscheinlich forschte er in seinen Erinnerungen, wie man in einem Buche nachschlägt. Zuweilen murmelte er für sich hin: „Wie ist's denn mit Der und mit Jener? . . .“ Aber mehr sagte er nicht, denn auch er fand nichts. Aber endlich, nach langem, langem Suchen, und nachdem sie schon alle Hoffnung aufgegeben hatten, bligte es freudig in seinem Antlitz auf.

— Ja, ja, rief er; Das ist's! sechszehn Jahre alt und noch nie, nie geliebt! . . .

— Oh, flehte ich mit gefalteten Händen, sagen Sie mir doch ihren Namen! und nennen Sie mir den Wohnort der jungfräulichen Freundin, die ich mir erträumt habe, damit ich zu ihr eile, sie entführe . . .

— Ach, da können Sie lang laufen, Sie werden sie doch niemals erreichen, sprach der erste Gehilfe des Liebesgottes.

— Warum nicht, ich bitte?

Er lachte spöttisch und erwiderte:

— Weil sie vor viertausend Jahren gestorben ist auf einer einsamen, menschenleeren Insel, wo man sie drei Tage nach ihrer Geburt ausgesetzt hatte!





Ein Feiner.

Fremder: „Du bist wohl ein Schusterjunge?“  
 Junge: „Aha, nu wolln Se woll, dat ich wigig sein soll, Sie Schlaumeier?“  
 W. Sch.

Auch ein Grund.

„Aber, Gretchen, wie kannst Du nur solch' einen häßlichen Mann heirathen wollen, Dich nimmt doch ein Jeder.“  
 „Das wohl, aber solch' eine Schwiegermutter, wie der sie bekommt, nimmt nicht ein Jeder.“  
 W. Sch.

Der Unterschied.

Im Theater während eines Zwischenaktes sagt eine Verliebte zu ihrem Liebhaber:  
 — Weißt Du, mein Freund, den Unterschied zwischen dem Theater und unserer Liebe?  
 — ???  
 — Im Theater gibt es Zwischenakte, in unserer Liebe nicht, weil es niemals einen zweiten Akt gibt.

Jeder was er kann.

Herr A. und Herr B. ergehen sich in der Stadtpromenade, da sehen sie eine bekannte junge Theaterdame in tiefer Trauer dahinschweben.  
 — Schau, die kleine Vila! ruft Herr A. Warum trägt sie denn tiefe Trauer?  
 — Sie hat jüngst geheirathet, erklärt Herr B., und weil sie gehört hat, daß die Mädchen bei dieser Gelegenheit etwas verlieren, so hat sie ihren Dinkel verloren und — um den trauert sie.

In arger Verlegenheit.

Die kleine Frau N. erscheint ganz bestürzt bei ihrer Freundin, der Frau K.  
 — Meine Theuerste, ich bitte Dich um Gottes Willen, wenn mein Mann kommt, ihm zu sagen, ich hätte den gestrigen Nachmittag bei Dir zugebracht.  
 Die kleine Frau K. schlägt entsetzt die Hände zusammen.  
 — Unglückliche, was hast Du gethan! Ich habe ja den gestrigen Nachmittag bei Dir zugebracht!

Auch ein Wunsch.

Zwei Straßenzungen stehen vor einem jener öffentlichen Gebäude im Schweizerstyl, in welchen man sich für ein geringes Entgelt erleichtern kann. Sie beobachteten eine Weile die Leute, die da ein- und ausgehen; dann sagt der Eine seufzend zum Andern:

— Sollte man glauben, daß es Leute gibt, die sich Das alle Tage gönnen dürfen! . . .

Aus Armeekreisen.

Einer unserer tapfersten Kavallerie-Offiziere hat die Schwäche, zu allerlei Hilfsmitteln Zuflucht zu nehmen, um seine physischen Vorzüge zu erhöhen.

— Johann, sagt er jüngst seinem Burschen, bereite mir für morgen meine Zivillleider; ich gehe auf Reisen.

— Auch die Waden, Herr Hauptmann?

— Nein, ich reise incognito.

Eine, die sich zu helfen weiß.

Herr K. ist bei der schönen Frau M. zu Besuch, deren Gatte in einem Badeorte weilt. Im Laufe der Konversation gestattet sich Herr K. allerlei Handgreiflichkeiten.

— Mein Herr, ruft die Dame entriistet, wenn Sie mit Ihren Vertraulichkeiten nicht aufhören, rufe ich meinen Mann.

— Aber er ist doch im Bade?

— Nun, dann werde ich ihm telegrafiren.

Das Nothwendige.

In der Möbelhandlung erscheint ein Brautpärchen, um die Wohnungs-Einrichtung zu kaufen. Der Geschäftsmann empfiehlt bald dieses bald jenes „Prachtstück“, das jetzt, wie er sagt, in keiner „feinen“ Haushaltung fehlen darf.

— Nein, wir beschränken uns jetzt auf das Nothwendigste, bemerkt der Bräutigam.

— So? dann empfehle ich Ihnen diese prächtige Wiege!

Gewohnheiten.

Herr F. Luderich ist im Begriffe zu heirathen.

— Also doch endlich! ruft einer seiner Freunde. — Wen nimmt er denn zur Frau?

— Eine Wittwe mit sechs Kindern.

— Mit sechs Kindern! Nun, Das sieht ihm ganz ähnlich; seine Kleider kauft er auch immer fertig.

Cheleben.

Herr Knauer, in dessen Hause strenge Sparsamkeit herrscht, macht eines Tages die Entdeckung, daß seine Frau einen Geliebten hat. Natürlich gibt es eine böse Scene.

— Aber bedenke doch, mein Freund, sagt die kleine Frau; — es ist der einzige Luxus, den ich mir gestatte.

Wenn man Pech hat.

Herr Philipp beklagt sich bei einem Freunde, daß er mit seiner neuesten Brautwerbung auch wieder abgeblitzt sei. Es ist der zehnte Korb.

— In der That, mein Freund, Sie kommen schwer zu einem Paar Hörner, sagte der Andere mitleidsvoll.



Die kleinen  
Schwänke des Herrn Cadet-Bitard.

Von Armand Silvestre.

VII. Der falsche Ehebruch.

I.

Unser Freund Cadet-Bitard hat alle Ursache, der modernen Gesetzgebung zu grollen, welche den Ehegatten die Treue zur Pflicht macht. Was braucht es erst ein Gesetz für diejenigen, die einander lieben? Und was nützt das Gesetz bei Solchen, die einander nicht lieben oder nicht mehr lieben? Alle Kerres der Welt können der Fluth und Ebbe des Meeres, welches „Liebe“ heißt, nicht Halt gebieten. Dies ist die Moral, die unser Freund sich für seinen eigenen Gebrauch zurecht gemacht hat und die freilich nicht aller Welt Moral ist. Und wie er dazu gekommen ist, die gesetzlichen Einrichtungen unserer Tage dermaßen verkehrt zu finden, das soll eben erzählt werden.

Es war in einem Seebade der Pyrenäen. Cadet-Bitard war daselbst eingetroffen, als es noch nicht von Touristen überschwemmt war, und wie er schon ein poetisches Gemüth hat, übte die mächtige Gebirgswelt ihren verhängnißvollen Zauber auf ihn aus, d. h. er verliebte sich sehr bald in die schöne Frau Roumanille, welche ihr Gatte hieher gebracht hatte, damit sie an den heilkräftigen Quellen und in der stärkenden Gebirgsluft Erholung suche. Cadet-Bitard hatte es verstanden, sich mit diesem Ehepaare auf einen sehr guten Fuß zu setzen, um desto leichter den Gatten hören zu können. Aber wer von Ihnen wird ihm diese von der Liebe ihm eingegebene List verdenken wollen? Die Hahnrei sind wie die Fliegen: sie sind ebenso zahlreich und man kann sie nicht mit Essig fangen. Darum war unser Freund Cadet-Bitard eitel Honig mit Herrn Roumanille, der ein Schwachkopf und überdies — wie wir sehen werden — ein abscheulicher Ehegatte war. Nicht als ob er es an eifrigen Aufmerksamkeiten für die reizende Person, deren Begleiter er war, hätte fehlen lassen; im Gegentheil, er war zärtlicher zu ihr, als es Cadet-Bitard lieb gewesen; aber, die wirkliche Frau Roumanille war gar nicht da. Sie langweilte sich in Toulouse, während ihr Herr Gemahl sich in den Bädern amüsirte. Herr Roumanille war ganz einfach mit seiner

Geliebten da, dem Fräulein Palmyra Fesseencoeur\*), die er Frau Roumanille hatte nennen lassen und die er zur Erhöhung seines Ansehens im Gasthose für seine Frau ausgegeben hatte. Der arme Cadet-Bitard wußte aber nichts von diesem seltsamen Stande der Dinge. Er glaubte einen wirklichen Ehemann vor sich zu haben und hoffte einen legitimen Hahnrei aus ihm zu machen. Er sollte grausam enttäuscht werden.

II.

Die wahre Frau Roumanille war durch eine mildherzige Nachbarin, die eben aus den Pyrenäen heimgekehrt war, von dem Betragen ihres saubern Eheherrn unterrichtet worden; und da sie ohnehin dieses Eheband satt hatte, von welchem sie nur die Lasten trug, ohne auch die Freuden zu genießen, dachte sie sich sogleich, daß die Ehescheidung ihr eine hübsche kleine Pension sichern und zugleich ihre Freiheit wiedergeben würde. Sie berieth sich hierüber mit ihrem Vetter, dem Herrn Gerichtsrath Rotomajou, der sie sogleich über die prächtigen Waffen aufklärte, welche das Gesetz ihr an die Hand gab, um den Kampf um die Freiheit durchzuführen. Herr Rotomajou that dies umso bereitwilliger, als er einst in seine Base verliebt gewesen und in dem aufgetauchten Zwischenfall die Möglichkeit eines Nachsommers erblickte, welcher der Trost all' Derjenigen ist, die ihren Frühling nicht gut angewendet haben. Die Sache war ganz einfach: ein ertapptwerden des ehebrecherischen Gatten auf frischer That würde zur Einleitung des Ehescheidungs-Prozesses vollkommen genügen. Man wird den Polizei-Kommissär von Bagnères (so hieß der Badeort in den Pyrenäen) von der Sachlage unterrichten und dieser wird die Beiden im Bette überraschen, wie das Gesetz es erheischt. Dank der freundlichen Vermittlung des Herrn Gerichtsrathes Rotomajou wurden denn auch die entsprechenden Maßnahmen sogleich getroffen.

Allein, die Sache nahm doch nicht den glatten Verlauf, den die angreifende Partei gehofft hatte. Das kam nämlich so. Herr Roumanille hatte ebenfalls einen Vetter im Richterstande von Toulouse, Herrn Gerichtsrath Pétosiris. Dieser hatte von der Sache Wind bekommen und sich beeilt, Herrn Roumanille vor der ihm drohenden Gefahr zu warnen. Als richtiger Südländer war Herr Roumanille ein abgefagter Feind aller Komplikationen und Verlegenheiten. Er sagte ganz einfach zu Palmyra, daß eine wichtige Angelegenheit ihn nöthige, sogleich nach seiner Besetzung Pamiers abzureisen und daß er nach einiger Zeit zurückkehren werde, um sie abzuholen. So wird das Gewitter vorüberziehen, ohne ihn zu treffen, und er wird dem Gasthof-Personal keine lästigen Erklärungen zu geben haben. Die Polizei wird kommen, um ihn zu überrumpeln, wird Palmyra allein finden, und seine Frau wird nur den Aerger von der Sache haben. Natürlich wurde Fräulein Palmyra Fesseencoeur durch diese so geschickt inscenirte Reise des Herrn Roumanille ebenso getäuscht wie alle Welt. Was Cadet-Bitard betrifft, so kann man sich denken, daß er in Wonne schwamm. Endlich sollte sie ihm angehören, ihm allein. Sie hatte es ihm geschworen! Er glaubte auf Wolken einherzuschweben und nach

\*) Wie Meister Armand Silvestre den Personen seiner lustigen Geschichten fast immer Namen von komischer Bedeutung gibt, ist es auch hier der Fall. Fesseencoeur heißt „Sinterbacken in Herzform“.

Anmerkung des Redakteurs.

den Sternen greifen zu können. Allein, es galt, sehr vorsichtig zu sein. Eine Dame der guten Gesellschaft, wie Madame Roumanille es war, durfte um keinen Preis der Welt bloßgestellt werden. Wenn alle Leute im Gasthose zu Bett gegangen sein werden, wird er mit bloßen Füßen sich geräuschlos in das Schlafgemach der schönen Ehebrecherin einschleichen. Und als galanter Mann, dem die Ehre der Geliebten mehr galt, als sein eigenes Vergnügen, that er so wie er es sich gedacht hatte.

III.

Herr Roumanille war zur rechten Zeit abgereist.

Wir wollen nicht lange bei der süßen Musik der Klüffe verweilen, die aus dem duftigen Schatten des Alfoves dringt. Genieße in Frieden, armer Cadet-Bitard, die unschätzbaren Freuden, welche Fräulein Palmyra Dir gewährt . . .

— Toek! toek! toek! im Namen des Gesetzes: öffnet!

Auf der Schwelle erscheint der Polizei-Kommissär, angethan mit der dreifarbigen Schärpe, dem Symbol seines Amtes.

— Ihr Name, mein Herr? spricht er zu Cadet-Bitard, der im Hemde eine ziemlich lächerliche Figur macht.

— Ich heiße Cadet-Bitard, erwidert unser Freund, der entschlossen scheint, dem Gewitter Stand zu halten.

— Sie wollen wohl sagen: Roumanille? spricht jetzt der Beamte in strengem Tone. Es ist ganz unnütz, einen falschen Namen anzunehmen, mein Herr; wir kennen Das.

— Ich wiederhole Ihnen, daß ich Cadet-Bitard heiße und stelle Ihnen meine Papiere zur Verfügung.

— Wir werden sogleich sehen.

Er wandte sich jetzt an Palmyra, die den Kopf unter den Bettdecken zu verbergen suchte, mit der Frage:

— Sie heißen, Madame?

Eine dumpfe Stimme erwiderte unter den Bettdecken hervor:

— Frau Cadet-Bitard.

Zugleich flüsterte sie unserem Freunde kaum hörbar zu:

— Verrathe mich nicht! das ist das einzige Mittel, Alles zu retten.

— Ah, ah! machte der Kommissär, der sich geirrt zu haben glaubte und sich schon anschickte, Entschuldigungen vorzubringen. Doch ein Blick in seine Papiere überzeugte ihn, daß er richtig operirt habe.

— Um Vergebung, mein Herr, sagte er von neuem zu Cadet-Bitard gewendet, — nach den Angaben, die ich von der Verwaltung dieses Gasthofes erhalten habe, paßt Ihre Personalbeschreibung in der That nicht auf jene Person, gegen welche ich vorgehen soll. Sie sind also nicht der Herr, mit welchem die Dame seit einigen Tagen hier gewohnt hat?

Cadet-Bitard erblaßte. Doch in demselben Augenblicke raffte er sich zu großem Heldenmuth auf. Er war entschlossen, diese Frau um jeden Preis zu retten.

— So ist es in der That, mein Herr, sagte er zögernd. Sie nöthigen mich zu einem schmerzlichen Bekenntniß; allein, ich weiß, daß ich der Gerechtigkeit vor Allem die Wahrheit schulde. Durch einen Betrüger verführt hat meine Frau mit ihm und unter seinem Namen sich hieher geflüchtet. Aber es ist mir gelungen, die Schuldigen zu erreichen; ich habe den Glenden gezüchtigt und habe der unglücklichen Verirrten verziehen.

Eine Thräne der Rührung erschien in dem Auge des Kommissärs und rann langsam bis zur Spitze seiner Nase herab.

— Tausendmal um Vergebung, mein Herr, daß ich in ein so heißes Familien-Geheimniß eingedrungen bin. Herr und Frau Cadet-Bitard: nehmen Sie die Versicherung meines grenzenlosen Respektes entgegen.

Er verbeugte sich tief und ging, indem er murmelte:

— Dieser Schlingel Roumanille hat eine verheirathete Frau entführt; aber es ist zu spät, ich kann ihn nimmer fassen.

— Dank, edler Freund! rief Palmyra, dem triumphirenden Cadet-Bitard in die Arme sinkend.

Die Geschichte ist leider nicht geheim geblieben und seither gilt unser Freund Cadet-Bitard, obgleich er nicht verheirathet ist, in Toulouse für einen Gehörnten. Herr Roumanille ist Derjenige, der sich am unverschämtesten über unsern Freund lustig macht.

Wir wissen jetzt den Ursprung der sonderbaren Moral, welche Cadet-Bitard sich zurecht gemacht hat. Sicher ist, daß in seinen „Lyrischen Phantasieen“ sich keine Spur dieses seltsamen Abenteurers findet.

T ä u s h u n g .

**A**m Strande lernt' ich kennen  
Die wunderschöne Maid,  
Mein Herz fühl't ich entbrennen  
Von Lieb' und Seligkeit.

Bald saßen wir dann plaudernd  
Im stillen, dichten Hain,  
Bis endlich ich fragt' zaudernd,  
Ob tren sie könnte sein.

Da fing sie an zu lachen,  
Voll Sinnlichkeit den Blick,  
„Mein Herr: mit solchen Sachen  
Hat man bei mir kein Glück!“

P. G.



## „Zum gehörnten Siegfried.“

Humoreske von Ignaz Pauer.

„Ich bin gewohnt, Wort zu halten; Sie werden mich daher heute im Hôtel „zum gehörnten Siegfried“ finden. — Mein Mann reist heute ab. Ihre Bella.“

Diese Zeilen waren bestimmt, den Baron Rudi durch die darin ausgesprochene Gewährung seiner lang gehegten heißen Wünsche wieder einmal zum glücklichsten der Sterblichen zu machen.

Der schönen Bella konnte man diese Nachgiebigkeit eigentlich nicht verargen. Ihr Mann, dem sie nur ungern, durch fatale Verhältnisse gezwungen, ihre Hand nebst Zugehör gereicht, hatte ihr bisher noch gar keinen Anlaß zu besonderer Werthschätzung gegeben. Er verstand es nicht, die Vorzüge seiner trotz Alledem besseren Hälfte gebührend zu würdigen, und setzte auch nach seiner Verheirathung das gewohnte flotte Junggesellenleben fort. Frau Bella suchte sich für diese Vernachlässigung dadurch schadlos zu halten, daß sie die ihr dargebrachten Huldigungen Anderer stets mit aufmunterndem Lächeln quittirte und jedem ihrer Verehrer Hoffnungen machte, die sich nun bei Baron Rudi — dem verzärteltesten Lieblinge der Damen — endlich erfüllen sollten.

Herr Siegfried befand sich öfter auf Reisen und zwar in Geschäften, wie er vorgab, denn als solche betrachtete er seine zahlreichen Liebeshändel. Herr Siegfried „reiste“ dann aber nur in eines der nächsten Hôtels, allwo er für einige Tage ein Zimmer nahm, in welchem er gewöhnlich von einer Schwester, die aber nicht die seine war, oder von einer Frau, die nicht ihm gehörte, oder von einer Nichte, für deren Dunkel er sich nicht im entferntesten interessirte, erwartet wurde. Nach Erledigung seiner „Geschäfte“ kehrte er dann auf einem kleinen Umwege nach Hause zurück.

Das Hôtel „zum gehörnten Siegfried“ befand sich in dem, eine Stunde von der Residenz entfernten vielbesuchten Curorte B. — Frau Bella hatte dieses zur Zusammenkunft mit Baron Rudi gewählt, weil sie ziemlich sicher war, dort keinen Bekannten zu treffen. — Ein Wagen hielt vor dem Hôtel, welchem eine Dame entstieg, die mit einem der Abendzüge angekommen war. — „Nummer zwanzig,“ sagte der Portier, „das Zimmer ist bereit, Madame.“

„Bereit?!“

„Gewiß; ein Herr hat heute ein Zimmer für seine Schwester bestellt, und nach der Beschreibung . . .“ der Portier verbeugte sich mit einem ironischen Lächeln.

Entzückt von der zarten Rücksicht ihres Rudi folgte Frau Bella dem voranschreitenden Zimmerkellner nach dem angegebenen Zimmer. Sie ließ sich einige Erfrischungen reichen, verschloß dann die Thüre und harrete der Ereignisse, die sich mit dem Eintritte ihres Verehrers vollziehen sollten . . .

Eine Stunde nach der Ankunft der schönen Frau betrat Herr Siegfried den Gasthof. — Ein merkwürdiges Zusammentreffen war es, daß auch er für sein heutiges Abenteuer dasselbe Hôtel gewählt hatte. Er hatte mit einer Dame, welche sich auf jenen Brettern bewegte, welche nur die Halbwelt bedeuten, ein Rendezvous verabredet, und zu diesem schönen

Zwecke beim „gehörnten Siegfried“ im voraus ein Zimmer für seine „Schwester“ reserviren lassen. — Der Portier erkannte ihn daher sofort und meldete dienstbeflissen, daß die Dame angekommen sei und im Zimmer Nummer zwanzig seiner harre. Siegfried stieg die Treppe empor, fand die Nummer und klopfte leise an die Thüre, welche von unsichtbaren Händen geöffnet wurde, um sich nach seinem Eintritte sofort wieder zu schließen. — Tiefe Dunkelheit umsing ihn! — Plötzlich fühlte er sich von zwei weichen Armen umschlungen. — Er wollte fragen. — Ein paar küsselechzende Lippen verschloß ihm den Mund. — Das hatte er nicht erwartet! — Seine Absicht war, die in Aussicht genommenen geschäftlichen Transactionen mit einem soliden Souper zu eröffnen, da er aber sah, daß er in ganz uneigennützigter Weise, auch ohne Nachessen mit obligatem Sekt geliebt wurde, fühlte er sich sehr geschmeichelt, und um die Zeit nicht unnütz zu verlieren, begann er sogleich, ohne ein Wort zu sprechen, seiner Gefährtin den Zweck seines Kommens klar zu machen. Diese beeilte sich zu beweisen, daß ihr hiefür keineswegs das nöthige Verständniß mangle und so vergnügten sich die beiden gleichgestimmten vortrefflichen Seelen lange Zeit ganz famos. — Nun trat eine Pause in der bisher schweigend geführten, doch deshalb nicht minder lebhaften Unterhaltung ein.

„Aber sage mir nur, Kleine, warum Du mich so im Finstern empfangen hast?“ flüsterte Siegfried.

„Ach Gott, ich hätte mich zu Tode geschämt!“ antwortete Bella ebenso leise.

„Sapperlot!“ Herr Siegfried fühlte, daß ihn ein tiefer Respekt vor der Tugend seiner Geschäftsfreundin beschlich, welchem er durch neuerliche Liebesungen würdigen Ausdruck zu geben sich bemühte.

„Aber ich begreife nicht,“ begann er nachher auf's neue, „wie Du Dich in diesem Falle nur genirt fühlen konntest!“

„Wollen Sie mich beleidigen? Sind solche Abenteuer für mich vielleicht etwas Alltägliches?“

Herrn Siegfrieds Respekt steigerte sich zu unbegrenzter Hochachtung. Wahrlich, diese kleine Leonie war ein Phänomen!

„Glauben Sie denn, es kostete mich keine Ueberwindung Ihren Bitten nachzugeben?“

Siegfried erinnerte sich, daß er erst heute die Rechnung für diese „Bitten“ beim Juwelier bezahlt hatte. Doch er schwieg darüber. Er war ein guter Mensch! Trotzdem aber wollte er beweisen, daß er der Aufopferungsfähigkeit seiner Geliebten nicht unwürdig sei, indem er bei der heutigen Zusammenkunft ebenfalls so Manches riskirte.

„Ich bin Dir dankbar,“ begann er in dieser Absicht, „für die Liebe, die Du mir beweisest; aber ich verdiene dieselbe auch, trotz ich doch der Gefahr, hier erkannt zu werden!“

„Und was wäre dabei?“

„Wenn es aber meine Frau erführe?“

„Ihre Frau?! — Aber das ist ja gar nicht möglich!“ — erschrak Frau Bella.

„Und warum nicht?“

„Sind Sie denn verheirathet? Es ist schändlich mich so zu ängstigen! — Abscheulich!!“

Herrn Siegfrieds Stimme klang diesmal etwas lauter und verstärkte sich gegen Ende der Rede zu ihrem gewöhnlichen

Tone: „Aber mein liebes Kind, was soll das heißen? Haben wir nicht oft genug von Bella gesprochen? Hast Du sie nicht manchmal bedauert, daß ich sie Deinetwegen so vernachlässige und jetzt thust Du als ob — als wenn“ —

War Frau Bella schon vorher erschrocken, so war sie jetzt geradezu von Entsetzen gelähmt, als sie aus diesen Worten und dem Tone, in welchem sie gesprochen wurden, in dem Genossen ihren eigenen Gatten erkannte!

„Nun, warum sprichst Du nicht?“ fragte Siegfried ungeduldig.

Frau Bella hatte sich nach Möglichkeit gefaßt. „Ach, lassen wir Das,“ flüsterte sie leiser als vorher — „ich bin müde, wir werden morgen darüber reden.“

Sie begann zu überlegen. Ihr Gatte hatte sie nicht erkannt — Das war das Wichtigste! Sie selbst hatte sich auch nicht verrathen — keinen Namen genannt — es konnte noch Alles gut werden. Wo aber war Rudi? Und wer war die Person, welche Siegfried hier erwartete?

Unter solchen Fragen und Zweifeln schlief sie endlich ein.

Die Sonne schien hell in's Zimmer, als Siegfried erwachte. Er wollte seine Gefährtin mit einem zärtlichen „guten Morgen“ wecken, aber wie versteinert starrte er auf die Schlafende. Träumte er? Er riß sich an den Haaren, an der Nase und an anderen Dingen, es war nur zu wahr: er befand sich an der Seite seiner Gemahlin! Wie war Das möglich? Er nahm sich keine Zeit darüber nachzudenken. Vielleicht konnte er das Lager verlassen, sich ankleiden und unbemerkt das Freie gewinnen, dann war er vorläufig gerettet. Eben wollte er seinen Entschluß ausführen, als Bella die Augen aufschlug. Sie erkannte die Situation. Ihr Plan war fertig.

Mit einem Sprunge stand sie — barfüßig bis zu den Schultern — schön wie Venus — vor dem ungetreuen Gatten: „Nun, mein Herr Gemahl, Sie sind überrascht, nicht wahr? Das kann ich mir denken! Mich haben Sie eben nicht erwartet — und Das ist traurig — sehr traurig! Ich habe es längst empfunden — schmerzlich empfunden — wie sehr Sie mich vernachlässigen — mein Stolz aber ließ mich den Gram darüber unterdrücken — ich schwieg — schwieg bis heute — nun aber werde ich reden — laut, daß es Alle hören, welch' ein Ungeheuer ich „Gatte“ zu nennen das Unglück habe!“

„Aber sage mir, um des Himmels Willen, wie kommst Du hieher?“

„Wie ich hieher komme? Vielleicht habe ich Unrecht gethan, aber, als ich von Ihrem Unternehmen Kunde erhielt, da folgte ich dem Zuge meines Herzens, da beschloß ich, Ihnen erst zu zeigen, welche Liebe es war, die Sie verschmähten, bevor ich schied — — für immer!“

Wie von unterdrückten Thränen klang ihre Stimme bei den letzten Worten. Herr Siegfried war verwirrt! In dieser Nacht hatte er die vortrefflichen Eigenschaften seiner Gemahlin erst schätzen gelernt — und nur aus Liebe war sie ihm gefolgt — und nun wollte sie ihn verlassen — und für immer!? . . . Ohne an die Lächerlichkeit seiner mangelhaften Toilette zu denken, beugte Siegfried reuig ein Knie vor der zürnenden Göttin. — „Arabella — ich bin ein Nichtswürdiger! — Kannst Du mir verzeihen? — Nie mehr sollst

Du Ursache haben, Dich über mich zu beklagen, — ich schwöre es Dir!“

„Schwören Sie nicht, mein Herr, es wäre Meineid, — ich habe Sie nun gänzlich kennen gelernt!“

Die schöne Frau sprach nur zu wahr! Sie hatte erst heute erfahren, wie gut Herr Siegfried seine eheherrlichen Pflichten erfüllen konnte, wenn er wollte und dieser Gedanke ließ sie die bisher erfahrene Zurücksetzung in etwas milderem Lichte beurtheilen; dazu der flehende Ton seiner Stimme, der Ausdruck wirklicher Reue auf seinem Gesichte — und endlich das drückende Gefühl eigener Schuld . . . kurz, Bella beendete die Scene, indem sie dem Gatten ihre Hand überließ, die er mit heißen Küssen bedeckte. Sie schwieg, als er von der Hand auf den Arm überging und so weiter . . .

Die nunmehr wieder versöhnten Gatten saßen beim Frühstück im Speisezimmer des Hotels. — Der Kellner präsentirte zwei soeben eingelaufene Telegramme. Siegfried entfaltete das an ihn gerichtete: „Habe gestern Zug versäumt — Gruß für ein anderes Mal — Leonie.“ — Bella las: „Brief zu spät erhalten, war nicht zu Hause — bin untröstlich — Weiteres mündlich — Rudi.“

„Was hast Du für eine Nachricht erhalten, mein Kind?“ fragte Siegfried zärtlich.

„Mein Spion gratulirte mir zur gelungenen Rache,“ antwortete Bella erröthend, indem sie das Papier in kleine Stücke zerriß. — „Und Du?“

„Ach, mir wird das Fehlschlagen eines Geschäftes gemeldet. Aber was liegt an materiellen Verlusten? — habe ich doch Deine Liebe gefunden, theure Bella!“

### Tannhäuser klagt:

Verlerne alle Erdenlust  
Ja noch in dem Getriebe:  
Es weiß kaum viel mehr meine Brust  
Von Frauengunst und — Liebe.

Wohl an die sieben Tage schon,  
Daß ich — kein Weib umfange,  
Daß die Lippe mein in süßer Frohn'  
Alocht' heiß an and'rer hange;

Daß eines Weibes Leibesschnee  
Das Auge mein geblendet,  
Daß mich durchloht der Wollust Weh'  
Und dann — wie sonst geendet.

Ach, lange sieben Tage mußt'  
Ich missen Sünd' und Buße:  
Verloren sind mit Leid und Lust  
Sie alle dem Gemusse.

Kein schlimmer' Wort in aller Welt  
Weiß ich Dir, Herz, zu lehren,  
Als, wenn man, ein erprobter Held,  
Ausz — kühner That entbehren.

Friedrich v. d. Adler.

2000 Auf dem Vorgebirge der Neuenmählten. 2000

(Von unserer Special-Berichterstatterin.)



— Wirst Du mich auch immer lieben, mein Robert ?  
— Laß mich doch erst anfangen, Schätzchen !

## Ein opferwilliges Weib.

Humoreske von Hermann Grabert.

Die Sängerin Valeska Lowak gastirte am Stadttheater zu Dingskirchen. Eines Abends war sie nach der Vorstellung in ihr Hôtel zurückgekehrt und hatte auf dem Zimmer gespeist. Sie schickte sich soeben an, zu Bette zu gehen, als es ploglich an der Thür pochte.

„Wer ist da?“

„Deffnen Sie!“ tönte eine Stimme. „Deffnen Sie! Um des Himmels Willen!“

„Um des Himmels Willen!“ Der flehende Ton dieser Stimme erregte das Mitleid und die Theilnahme der mildherzigen Künstlerin. Ohne zu zögern schlüpft sie in ihren Morgenrock und öffnet. Ein eleganter junger Mann tritt rasch ein und riegelt die Thür hinter sich zu. Valeska sieht dies erstaunt mit an.

„Wer sind Sie? Was wollen Sie von mir?“

„Habe ich die Ehre, die Sängerin Lowak?“

„Mein Name — allerdings —“

„O, welches Glück! Als wir vorhin in diesem Hôtel abstiegen, hörten wir vom Oberkellner, daß Sie über uns wohnen.“

„Wir — uns! Sie sind mir etwas unverständlich.“

„Meine Gnädige, — es liegt in Ihrer Macht, eine schreckliche Katastrophe abzuwenden, — zu verhüten, daß ein armes Weib eine Unbesonnenheit vielleicht mit seinem Leben büßt! Ich bin der Baron Schwartzau und in eine verheirathete Frau verliebt. Durch vieles Bitten ließ sie sich bewegen, meine Liebe zu belohnen. Da der Gatte heute auf die Schnepfenjagd gegangen, gab Agnes mir diesen Abend ein Rendezvous in der Senfzer-Allee, von wo wir per Droschke hierher fuhren. O, wüßten Sie nur, wie sie unterwegs weinte und welche Muhe ich hatte, sie zu trösten!“

„Sie trösteten sie aber doch, was? — Der Gatte, den man auf der Jagd wähnte und der nicht dort war, vermitete Frau Agnes, als er nach Hause kam?“

„So ist es!“

„Man sagte ihm, sie sei mit Ihnen fort.“

„O, nein. Agnesens Zofe ließe sich eher lebendig verbrennen, als daß sie ihre Herrin verriethe. Sie sagte, die Gnädige sei bei einer Freundin.“

„Natürlich lief der Gatte zu dieser Freundin, und da sie ihm Frau Agnes nicht vorführen konnte, kam er auf den Einfall — auf den unseligen Einfall — wie kam er eigentlich auf den Einfall?“

„Ploglich in dies Hôtel hineinzuschneien? Das wissen die Götter! Agnes und ich, wir waren auf unserem Zimmer und soupirten. Da eilt ein Kellner herein und fragt uns, ob wir einen Herrn K. — nennen wir ihn so — kennen, der behauptet, seine Frau sei in diesem Hôtel.“

„Und während Herr K. mit den Kellnern parlamentirt, verdunsteten Sie und stürmen zu mir herauf. Sehr gut. Doch was nun?“

„Ich hoffe, daß Agnes sich durch eine Nothluge glücklich herausreißt.“

„Aha! Im Begriffe, zu ihrer Freundin zu gehen, fühlt Frau Agnes sich ploglich unwohl. Wenn aber Herr K. der Sache nicht traut?“

„Dann ist er im Stande, die ganze Nacht und den ganzen morgenden Tag auf mich zu lauern. Gestatten Sie mir deshalb, die Nacht bei Ihnen bleiben zu dürfen — in diesem Zimmer, — morgen Früh könnten wir dann miteinander das Hôtel verlassen —“

„Damit Herr K., der Ihnen auslauert, mich für Ihre Geliebte hält und seiner Gattin abbittet?“

Valeska lacht dem Baron in's Gesicht.

„Pardon, meine Gnädige, daß ich mich in Ihnen geirrt habe.“

„Beruhigen Sie sich,“ sagt die Sängerin heiter; „ich will weder Ihren Tod, noch das Unglück der Frau Agnes. Ich spiele die Rolle, die Sie mir in dieser Tragikomödie gütigst zugebracht, — dann hat doch auch 'mal ein raudiges Schaf ein frommes Lamm gerettet!“

Am nächsten Morgen stolzirte unser Baron vor den Augen des am Fenster stehenden Herrn K. Arm in Arm mit Valeska aus dem Hôtel.

Die Sängerin war sehr hübsch und hatte keinen Gatten, der die Hôtels unsicher machte, während man ihn auf der Schnepfenjagd wähnte. Genug, Baron Schwartzau ward Valeska's erklärter Freund und störte den Hausfrieden des Herrn K. nicht weiter.

## Gedanken im Halbdunkel.

Wenn Du Dich verirren willst, findet sich stets ein Weib, das Dir den Weg zeigt.

\*

Die Liebe einer Frau vermag Dich für alle Leiden zu entschädigen, welche alle anderen Frauen Dir zugefügt haben mögen.

\*

Das schweigsamste Mädchen ist bereit „Ja“ zu sagen.

\*

Das Herz vermag ein Manco an Schönheit zu ersetzen, doch niemals kann die Schönheit den Mangel des Herzens ersetzen.

\*

In der Ehe finden wir genau so viel Glück, als wir dahin mitbringen.

\*

Der Mann ist das zweite Ich der Frau; aber es gibt Frauen, die noch ein drittes Ich haben.

\*

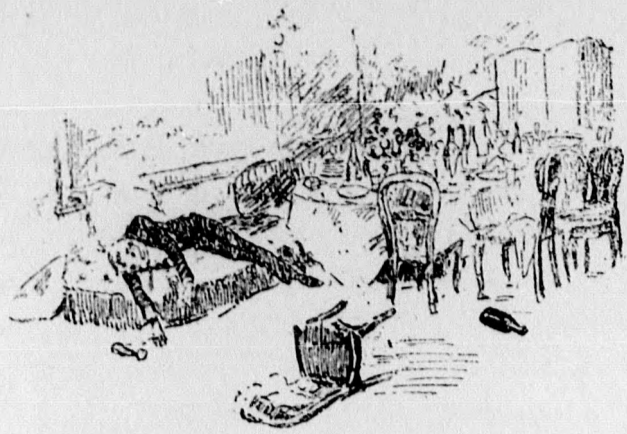
Dem Geliebten vermögen die Frauen nichts zu versagen; sie geben ihm selbst Das, was er nicht verlangt.

\*

Es gibt neuvermahlte Frauen genug, die nicht so sehr ihren Mann lieben, wie die Flitterwochen.

\*

Monolog einer naiven kleinen Frau: Ach, mein Gott, wen würde ich lieben, wenn ich meinen Mann nicht liebte? Denn Jemanden muß man doch wohl lieben!



## Ein Rendezvous.

Erzählung von Jokosus.

### I.

Wo zum Teufel bin ich und wie spät mag es wohl sein? Dies waren die ersten Worte, welche Herr von Leyritz sprach, als er mit müden Gliedern auf dem Canapé eines Separatcabine des Restaurant „zum grünen Drachen“ erwachte.

Es war heller Tag; zwischen den schlecht geschlossenen Vorhängen fiel ein mattes Licht in das Zimmer, bei welchem man den noch nicht abgedeckten Tisch mit Resten von Früchten und Liqueuren, die umgestürzten Sessel, die am Boden umherliegenden leeren Weinflaschen sehen konnte.

— Alle Wetter! die Jungens hätten mich doch wohl wecken können, fuhr Herr v. Leyritz in seinem Monolog fort. Ich kann es dem Herrn v. Frankenberg und dem Baron Busoni noch verzeihen, da ich mit ihnen nicht so eng befreundet bin. Aber Clodomir! mein bester Freund und auch derjenige meiner Frau! Nein, fürwahr, es ist blöd, was er mir da angethan hat!

Herr v. Leyritz streckte nicht ohne Mühe den Arm nach der Klingel aus und rief den Kellner.

— Wie spät ist's, Jakob?

— Zwölf Uhr.

— Bringen Sie mir die Rechnung.

— Sie ist schon bezahlt.

— Dann geben Sie mir meinen Paletot.

Der Kellner that wie ihm geheißen. Herr v. Leyritz, der sich nur schwer im Gleichgewicht halten konnte, schob mechanisch den Arm in den Ueberrock, den der Kellner hielt; dann reckte und streckte er sich und griff mechanisch in die Tasche des Ueberrockes. Hier fühlte er einen vierfach zusammengefalteten Zettel. Er zog das Papier gleichgiltig ans Tageslicht, entfaltete es und las mit wachsendem Interesse:

„Morgen Nachmittags um 2 Uhr erwarte ich Sie Stallburg-Straße 27. Fragen Sie den Hausmeister nach Frau Berg. Er wird Ihnen einen Schlüssel einhändigen und Ihnen die nöthigen Aufklärungen geben. Ich erwarte Sie mit sehnsuchtsvollem Herzen.“

— Morgen? Das ist heute! brummte Herr v. Leyritz, indem er das Datum des Zettels betrachtete. Ich kann mich nicht genau erinnern, daß eine der Damen meiner Bekanntschaft mir ein Rendezvous gegeben hätte. Doch in dem Zustande, in welchem ich mich befand, achtet man auf nichts, und in dem Zustande, in welchem ich mich jetzt befinde, hat man kein Gedächtniß. Ich will mich doch zu erinnern suchen. Wer

war denn mit uns? Die kleine Lola Fling vom Gigerl-Theater . . . Die ist's nicht, die kann mich nicht leiden. Dann hatten wir die pikante Frau Celestine Mühllich; aber die kann es auch nicht sein, denn dieser Othello Frankenberg geht ihr ja keinen Augenblick vom Halse . . . Bleibt die schöne Blanka Engelheim. Aha! ich hatte mir einige Freiheiten mit ihr erlaubt, die gar nicht übel aufgenommen wurden. Auch war sie mein Gegenüber in dem Wagen, der uns hieher geführt hat. Ja, ja; jetzt erinnere ich mich; sie hat sich im Laufe des Abends Papier und Schreibzeug reichen lassen. Kein Zweifel mehr; Blanka ist's, die schöne Blanka! Aber sie war mit Clodomir, meinem besten Freunde und demjenigen meiner Frau! Clodomir seine Geliebte wegzuschneiden wäre nicht eben freundschaftlich gehandelt. Aber im Grunde verdient es der Schlingel nicht besser! War das recht, daß er mich hier vergessen hat? Diese Niedertracht will ich ihm heimzahlen! Die kleine Blanka ist ein herziger Schneek. Schwarze Haare und blaue Augen: das ist selten, höchst selten! Meine Frau erwartet mich erst heute Abend. Ich schützte eine Geschäftsreise nach Köln vor. Ich muß zu diesem Rendezvous gehen. Ein wohl erzogener Mann kann in einer zivilisirten Gesellschaft nicht den feischen Joseph spielen. Ja, ich muß diese falsche Frau Berg sehen. Ich muß diesem elenden Clodomir Eins am Zeug flicken.

— Jakob, bringen Sie mir ein ordentliches Frühstück und bestellen Sie mir auf drei Viertel zwei Uhr eine Droschke allererster Güte.

### II.

Schlag zwei Uhr hielt der Wagen vor einem Hause von sehr stillem, spießbürgerlichem Aussehen. Herr v. Leyritz hüpfte behend aus dem Wagen; er hatte sich durch einige Dutzend Aустern und eine Flasche Chablis erfrischt und neu gestärkt. Bei der Hausmeisterin fragte er, wie ihm geheißen, und verlieh seinen Fragen einen wohlklingenden Nachdruck, was nichts verdarb. Jetzt erst trat auch der Hausmeister hinzu, lüftete seine Mütze und übergab Herrn v. Leyritz einen Schlüssel, indem er ihm ins Ohr flüsterte: „Im zweiten Stock, die Thüre links.“ Leyritz fühlte sein Herz mit jugendlichem Ungestüm pochen, während er die Treppe hinaufstieg.

Geräuschlos öffnete sich die Thüre, als hätte sie das Bewußtsein ihrer Pflicht. Herr v. Leyritz trat in einen kleinen Salon, dessen Fenstervorhänge geschlossen waren. Eine zur Hälfte empor gehobene Portièrè gestattete Zugang zu einem zweiten Gemach, in welchem Kerzen brannten. Mit leichten, elastischen Schritten trat Herr v. Leyritz hier ein. Eine Dame, die in einem sehr galanten Deshabillé auf einem Canapé saß und eifrig in einem Buche las, blickte jetzt auf und erblickte, während Herr v. Leyritz seinen Stock zu Boden fallen ließ und in höchster Verblüffung stammelte:

— Meine Frau!



Frau v. Leyritz hatte sich erhoben. Die Ehegatten standen einander stumm gegenüber.

Doch mit dem Scharfsinn, der alle Männer auszeichnet, begriff Herr v. Leyritz sogleich, daß seine Frau Alles erfahren habe und ihm nun eine hübsche, kleine Scene machen wolle. Er war entschlossen, sie durch seine Unterwürfigkeit zu entwaffnen.

— Margarethe, vergib mir! sprach er in flehendem Tone.

Bei diesen Worten blickte Frau v. Leyritz erstaunt auf und wie durch ein Wunder hatte sie sogleich ihre Fassung wiedergefunden.

Der Gatte aber fuhr fort:

— Du hast errathen, schlimme Eifersüchtige, daß meine Reise nach Köln nur ein Vorwand war. Du hast mir aufzulauern, dieses Billet in meine Rocktasche stecken lassen und bist hieher gekommen, um mich hier zu erwarten. Oh, ich hätte Deine Schrift erkennen sollen!

Und er reichte seiner Frau das Billetdoux, die es mit Entsetzen einen Augenblick betrachtete und dann in tausend kleine Stücke zerriß.

— Sigmund, ich sehe schon, für Dich gibt es kein Geheimniß, sprach die Gattin fest. Nun ja, ich habe Alles gethan. Ich weiß jetzt, was ich von Dir zu halten habe. (Mit erhobener, zürnender Stimme:) So behandelst Du mich, Sigmund! Du verjubelst die Nächte in Gesellschaft von Dirnen! Aber noch gibt es Gerichte, Herr v. Leyritz, um eibrüchige Ehemänner zu züchtigen und ihnen ihre Opfer zu entreißen. Ich eile zu meinem Advokaten. Vor aller Welt werde ich mich von Ihnen scheiden lassen, mein Herr! Ich will einen fürchterlichen, noch nicht dagewesenen Skandal! Oh, Sie erbärmlicher Wicht! Mich so unwürdig zu betrügen!

Sie war jetzt herrlich in ihrem Zorne und in ihrer Entzündung. Nie hatte Leyritz seine Frau schöner gefunden. Er warf sich ihr zu Füßen und wurde zärtlich, leidenschaftlich, beredt. Und oh, über die ewige Schwäche der Frauen! Margarethe konnte schönen Worten nicht widerstehen. Sie verzieh ihm; sie verzieh so vollständig, daß ein Strahl des Himmels in dieses gemietete Zimmer fiel und die legitimsten Ehefreunden beleuchtete.

— Es waren herrliche Augenblicke, dachte sich Herr v. Leyritz, indem er Arm in Arm mit seiner Frau das Haus verließ. Aber es wäre mir dennoch ein Vergnügen gewesen, diesen S . . . kerl Clodomir zu betrügen.

### III.

Die beiden Ehegatten kehrten zu Fuße heim, unter zärtlichem Geplauder und Scherzen, wie zwei Turteltauben. Die Leute auf der Straße sahen ihnen neidvoll nach. Es war ein reizender Spaziergang! Es war schon Nacht, denn sie hatten das Fest der Versöhnung bis zum sinkenden Abend ausgedehnt, ohne es zu merken. Die Gaslaternen beleuchteten die Straßen und es war eine Lust, vor den glänzenden Schaufenstern so dahinzuwandeln.

Doch der schönste Weg hat einmal ein Ende. Sie kamen endlich vor ihrem Hause an. Der Hausmeister stand vor der Thüre und reichte seinem Herrn ein Billet.

— Gnädiger Herr! dieses Billet hat man um zwei Uhr gebracht. Der Absender wartet sehr ungeduldig auf die Antwort, denn er hat wenigstens fünfzehnmal hergeschickt.

Herr v. Leyritz erbrach das Siegel und las:

„Mein lieber Sigmund!

Du mußt meinen Paletot haben, denn ich habe den Deinen. Der Trottel von einem Kellner hat sie vertauscht. Sende mir den meinigen sogleich zurück. Ich habe wichtige Papiere darin, die Du mit Deiner mir wohlbekannten Diskretion gewiß nicht angeschaut hast, deren ich aber bedarf. Dein getreuer Clodomir.“

Herr v. Leyritz ward grün und gelb und ließ plötzlich die Hand seiner Frau fahren. Dann lief er zur nächsten Laterne, wo er einen Wuthschrei ausstieß. Kein Zweifel mehr: er hatte den Ueberrock Clodomir's an und das Rendezvous in der Stallburgstraße hatte diesem gegolten!

Doch er fand es für gut zu schweigen. Denn im Grunde hatte er diesen S . . . kerl Clodomir ja doch betrogen.



### Horizontales.

Herr von F. wird von der kleinen Mizi Flinkerl mit den Worten empfangen:

— Mein Herr! Sie sind der erste Mann, der diese Schwelle überschritten hat!

— ? ?

— Ja, denn ich habe soeben erst diese Wohnung bezogen.

\*

### Die Gehörnten.

Herr Justizrath Muckenich, dessen eheliches Mißgeschick allgemein bekannt ist, tritt in dem Augenblicke in das Zimmer seiner Frau, da sich diese von einem jungen Mann einen Kuß rauben läßt.

Nachdem der Cicisbeo verduftet ist, fragt Herr Muckenich wüthend:

— Emilie, was soll ich nun thun?

— Kuriose Frage! Dort fortsetzen, wo der Andere aufgehört hat.

\*

Praktisch.

Graf K., der trotz seiner 60 Jahre noch immer die Allüren eines Roué hat, warf sich neulich der Tänzerin Bella mit dem Ausrufe zu Füßen:

— Bella, mein Leben gehört Ihnen!

— Ist es aber auch auf hunderttausend Mark versichert? fragte die Tanzkünstlerin.

\*

Berechtigter Wunsch.

Die kleine Frau N., die eines der reizendsten Frauchen ist und überdies ein musterhaftes Eheleben führt, hielt neulich dem Herrn Eugen, einem enragirten Ehefeinde, eine kleine Sittenpredigt.

— Wenn die jungen Leute wüßten, sprach die kleine Frau, welche Freuden eines geliebten Gatten im ehelichen Leben harren! . . .

— Wirklich? warf der unverbesserliche Don Juan ein;

— könnte ich von diesen Freuden nicht ein Probchen bekommen?

\*

Vorsichtig.

Herr Adolf ist in einem eleganten Badeorte und sieht daselbst häufig eine reizende junge Dame in Gesellschaft einer älteren Frau. Natürlich verliebt er sich sterblich in sie. Resolut stellt er sich ihr vor und faßt — wenn man so sagen darf — den Stier bei den Hörnern.

— Meine Gnädige, ich bete Sie an! Darf ich mit der Frau Mama reden?

— Ja, mein Herr, lautet die Antwort, aber nur so, daß mein Mann es nicht höre.

\*

Unsere Leute!

Ein polnischer Jude, den seine Geschäfte nach Leipzig geführt haben, kommt auf den Einfall, in die Oper zu gehen. Natürlich hat er die unvermeidliche Schnapsflasche bei sich. Beim Eintritt in die dritte Gallerie richtet der Billeteur an den Juden die stereotype Frage:

— Ein Glas gefällig?

— Ich dank' schön, erwidert der lockige Hebräer, — ich trink' gewöhnlich aus der Flasche.

\*

Lili's Monolog:

Man sagt, die Tugend sei der schönste Schmuck der Frau. Mein Gott! wie schade, daß man dieses Juwel weder am Hals, noch in den Ohren tragen kann.

\*

Schwiegermütter.

— Mein Schwiegersohn ist ein herzloser Unhold! wettet Frau Bärbeiß zu einer ihrer Freundinnen. Denken Sie sich: er hat meine Tochter davongejagt!

— Mit Verlaub: man sagt, er habe sie mit ihrem Liebhaber erwischt?

— Nun ja; aber es war der erste Fall! . . .

Das Verhängniß.

Von Th. de Banville.

I.

Herr Firmin Honorez, einer der geachteten Tuchhändler des Saint-Martin-Stadtviertels, hatte im Alter von 55 Jahren ein riesiges Vermögen in seiner Elboeuser Fabrik und in seinem Laden „zum silbernen Widder“ erworben. Dabei war er ein Mann von sprichwörtlicher Rechtschaffenheit, mit einer guten, wackeren Frau verheirathet, von klugen Commis wohl verstanden und wohl bedient; er hatte denn alle Ursache, mit seinem Schicksal zufrieden zu sein. Doch heute schienen Herr Firmin und Frau Julie Honorez ganz besonders glücklich zu sein, als sie den Onkel Barbaste in das Speisezimmer treten sahen.

Onkel Barbaste, dieser hochgewachsene Greis mit dem trotz seines vorgerückten Alters kaum ergrautes Haar, ist einer der berühmtesten Gelehrten unseres Jahrhunderts; er ist im Besonderen als ein vorzüglicher Mathematiker bekannt; doch seine astronomischen Arbeiten, seine philosophischen und geschichtlichen Studien würden für den Ruhm von zehn Männern genügt haben. Und da dieser Seher alle Dinge und alle Worte kennt, da er einen Scharfblick von einer unerhörten Durchdringlichkeit besitzt, ist er natürlich ein Schriftsteller ersten Ranges geworden. Darum gehört er allen Klassen des Institutes an und seine vor Kurzem erfolgte Aufnahme in die Akademie war ein wahrer Triumph. Barbaste rechnet so genau, daß es ihm gelungen ist, mit Sicherheit das Leben zu berechnen. Das Getriebe und die Kämpfe der Menschen haben für ihn so wenig ein Geheimniß wie die Harmonie der Zahlen oder die Bewegung der Sterne.

— Sie kommen ganz zur rechten Zeit, mein lieber Onkel! rief Herr Honorez aus. Wir haben Ihnen eine sehr erfreuliche Nachricht mitzutheilen. Wir haben für unsere Tochter Konstanze eine eheliche Verbindung beschlossen, die uns mit Freude erfüllt und die wir nicht zu hoffen gewagt hatten. Binnen Monatsfrist wird sie den jungen Notar Edgar Zinner heirathen, dessen Kanzlei, die er von seinem Vater überkommen, ihre zwei Millionen werth ist. Edgar ist noch nicht 28 Jahre alt und sitzsam wie ein Mädchen; er gleicht auch einem Mädchen, denn seine Oberlippe ist kaum von einem leichten blonden Flaum beschattet. Er besitzt überdies verschiedene Talente; er macht sehr hübsche Verse, malt schöne Aquarellbilder und ist ein vorzüglicher Musiker. Sie haben ihn übrigens bei uns gesehen und konnten sich ein Urtheil von ihm bilden. Seine so vielfachen Fähigkeiten hindern ihn nicht, ein sehr geschickter, sehr vorsichtiger, nüchtern urtheilender Geschäftsmann zu sein. Man hat erst vor Kurzem Gelegenheit gehabt, den Scharfsinn zu bewundern, mit welchem er die so arg verworrene Carbonnel'sche Verlassenschaftsache ins Reine gebracht hat. Doch Sie schweigen . . . Finden Sie nicht, daß es für unser Kind ein seltenes Glück ist, die Frau dieses Mannes zu werden?

— Ach, sagte der Greis die hohe Stirn runzelnd, er ist ein Operetten-Tenor mit Sammtböschchen und einem Spigen-

fragen, der einer als Zigeunerin verummten Prinzessin schlecht gereimte Madrigale vorsingt.

Als die Eheleute Honorez diese räthselhaften Worte vernahmen, blieben sie stumm vor Erstaunen. Frau Julie warf ihrem Mann einen Blick zu, welcher besagen wollte: Er ist ein alter Narr!

Doch dieser peinliche Eindruck währte nicht lange; Onkel Barbaste ließ sich Konstanze kommen und küßte sie herzlich ab, wobei er ihr zwei herrliche Perlen, als Ohrgehänge gefaßt, und eine kleine Börse voll mit Goldstücken in die kleinen Händchen drückte. Denn Onkel Barbaste verkündete die Lehre, daß man Kinder, ob groß ob klein, stets beschenken müsse, und als Weiser der er war, befolgte er diese Lehre in seinem Kreise.

## II.

Die Heirath fand bald darauf statt und unterschied sich in nichts von ähnlichen Heirathen. Da Edgar Zinner ein vortrefflicher Notar war, wurde er auch ein vortrefflicher Ehemann. Er führte seine Frau in die Theater und in Gesellschaften, und brachte ihr modernen Zimmerschmuck und die beliebtesten Bücher. Allerdings lehrte er sie jene Wonnen nicht kennen, von welchen einige ihrer Freundinnen ihr erzählt hatten, aber er kannte sie auch selbst nicht und ihre Ehe war nur dem Namen nach eine Ehe, denn der so hübsche Edgar Zinner hatte nicht einmal so viel Geist, um ein Kind zu bekommen. Was Frau Konstanze Zinner betrifft, so fragte sie sich, was sie auf dieser Erde mache. Sehr oft war sie von Träumen heimgesucht, in welchen sie sich in ein Leben voll zügelloser Vergnügungen stürzen sah. Sie sollte diese Träume umso leichter verwirklichen, als ihr Gatte, von den seltsamen Gewalten eines unausweichlichen Geschicks fortgezogen, ihr das Beispiel dazu gab.

Als Edgar Zinner an einem Sommerabende von dem Besuche eines kranken Klienten heimkehrte, ging er zu Fuße durch die Champs-Élysées. An einem Garten vorbeikommend, wo öffentliche Bälle gehalten wurden, fühlte er sich durch einen Walzer von Métra bezaubert, welchen das Orchester sehr gut spielte, während er Frauenzimmer in koketten und reichen Toiletten in den Garten treten sah. Sei es aus Liebe für die Farbenpracht der Toiletten, sei es aus musikalischer Verderbtheit: genug dem, er that wie die Anderen und ging in den hell erleuchteten Ballgarten. Da ihm sehr heiß war, ließ er sich ein Glas Limonade reichen. Aber es war in den Sternen geschrieben, daß er diese Limonade nicht trinken sollte. In dem Augenblicke, da er sich an einem Tische niederließ, sagte hinter ihm der Vicomte von Chanay zu einem seiner Freunde: „Schau, schau, mein Notar!“ Es wäre schwer zu sagen, weshalb das Wort „Notar“ der schönen Florestine Chardon so ergötzlich klang, die mit ihrem reichen flachsgelben Haar, prächtig geschmückt und geschminkt, eine Rose in der Hand haltend, in demselben Augenblicke daherkam. Sie ließ sich an Zinner's Tische nieder und brachte nicht nur ihre vertraute Freundin Jeanne Mariotte, eine Sängerin ohne Engagement mit, sondern auch noch ein junges, schwächliches Ding mit grüner Gesichtsfarbe, das sie unterwegs aufgelesen hatten.

— Notar, laß Selt bringen! sprach Florestine mit ihrer gebieterischen, wie Gold klingenden Stimme.

Ohne Erstaunen und Widerstreben ließ Edgar Schaumwein kommen. Vermöge einer Wundererscheinung, für die es in der Geschichte tausende Beispiele gibt, hatte er beim Anblicke seiner künftigen Geliebten sich ihr sogleich voll und ganz überlassen und hatte gefühlt, daß er ihr gehöre. Er konnte sich nicht darüber Rechenschaft geben, ob dies erst seit einer Minute oder von jeher so sei; aber die Buhlerin hätte ihm ohne Weiteres ein Hundehalsband mit ihrem Namenszuge anlegen können. Die drei Frauenzimmer und der Notar, der so plötzlich „ausgesprungen“ war, begannen nun zu kneipen, auszuarbeiten, allerlei Schindluder zu treiben, daß der ganze Garten sich an diesem Skandal ergötzte, der am andern Morgen alle Zeitungen füllen sollte. Ohne zu wissen was er that, arbeitete Edgar Zinner so gründlich, daß er gleich im ersten Anlauf es zur Meisterschaft in der Pariser Lebewelt-Sprache brachte. In dem Nacht-Restaurant, wohin er seine drei Freundinnen führte, fand er es ganz natürlich, kleine Seekrebse zu essen, mit Dingen garnirt, welche die Haut von der Zunge abschälen, und sich zu betrinken, als ob er es seit zehn Jahren alltäglich gethan hätte.

## III.

Er fand es auch sehr natürlich, am Morgen an der Seite Florestines einzuschlafen; es schien ihm, als hätte er stets mit ihr gewohnt. Als er heimkehrte, fand er es für überflüssig, seiner Gemahlin irgendwelche Aufklärung zu geben; und als er in seine Kanzlei trat, waren seine Gehilfen nicht wenig erstaunt, ihn eine dicke, mit Goldpapier belegte Zigarre rauchen zu sehen, was er sonst nie gethan. Er hielt sich da übrigens nur so lange auf, als er brauchte, um sich die Brieftasche mit Banknoten vollzustopfen.

Der Notar Edgar Zinner, dessen „Befehung“ viel von sich reden machte, ward von diesem Tage an der erklärte Liebhaber Florestine's, zeigte sich mit ihr im Theater, bei den Wettrennen, im Zirkus und führte ein wahres Zigeunerleben. Binnen kurzer Zeit war es ihm gelungen, seine Klienten zu vertreiben und seine Kanzlei blühte Tag für Tag an Ansehen und Ergiebigkeit ein.

Frau Konstanze, die sich vollständig vernachlässigt sah, ließ sich von ihrem Gatten scheiden. Dem Notar war der Verlust so gleichgiltig, als ob er einen Manschettenknopf verloren hätte. Er war in Bälde gezwungen, seine Kanzlei zu verkaufen und er verkaufte sie mit einer heimlichen Freude. Nachdem alle Kosten bezahlt waren, blieb ihm noch eine Summe von 400,000 Franken. Dies wäre für Florestine ein Pappenspiel gewesen, aber es war noch genug für die Sängerin Jeanne Mariotte, die selbstverständlich ihre Freundin Florestine mit Edgar Zinner betrog und die, als eine ruhige, ordnungsliebende Frauensperson, nach Art der Ratten das Bedürfniß fühlte, das sinkende Schiff zu verlassen.

— Mein Lieber, sagte sie zu Edgar, lassen wir Florestine laufen, die eine tolle Verschwenderin ist. Bevor eine Nervenkrankheit mich zugrunde richtete, hatte ich Talent und ich glaube noch immer welches zu haben. Jacquesin, der Theater-

direktor von Rouen, macht mir Engagements-Anträge. Komm mit mir dahin. Wir werden ein schönes Künstlerleben führen; ich werde mit Deinem Gelde sparsam wirthschaften, werde Dir an den Tagen, an welchen ich nicht spiele, feine Sachen kochen und backen und Du sollst das Glück kennen lernen, ganz allein von einer vernünftigen Frau geliebt zu werden.

Dieser Plan wurde Punkt für Punkt verwirklicht. Jeanne Mariotte erschien wieder auf den Brettern und hatte einen ganz anständigen Erfolg. Bequem untergebracht in einem Hause, das sie völlig eingerichtet gemiethet hatten, ziemlich gut bedient von einer Köchin und einer Magd, war das neue Pärchen glücklich und Zinner war es ganz besonders. Denn während Jeanne alte Stoffe neu auffrischte, aus einem Leibchen und zwei Röcken sechs verschiedene Kostüme herstellte, und ihrem Männchen allerlei leckere Gerichte zu bereiten verstand, sah man in Edgar die alte Notars-Natur mit erstaunlicher Virtuosität wieder erstehen. Er regelte die Rechnungen mit dem Direktor, sandte Jeanne pünktlich wie die Glocke zur Probe und studirte zuhause ihre Rollen mit ihr ein. Diese Studien zeitigten in ihm, dem früheren Dilettanten, einen sehr guten Musiker und der Direktor hörte nicht auf, seine schöne Stimme zu loben.

— Warum sollten Sie nicht auch Opersänger werden? fragte der Direktor. Sie würden ganz andere Erfolge erzielen, als Ihre Geliebte. Und Sie würden sich bald wieder ein Vermögen machen. Es ist keine Schande, sich der Bühne zu widmen in einer Zeit, welche den Grafen von Candia auf den Brettern gesehen und in welcher Adelina Patti eine der großen Damen von Europa ist.

#### IV.

Edgar Zinner ließ sich überreden und in Wirklichkeit war er ja schon überredet durch seine Muskeln, durch seine Nerven, durch seine Seele, durch jeden Tropfen seines Blutes. Er debütierte in der „Weißen Dame“ und errang einen großen Triumph. Wie man von einem Helden einst gesagt hat, daß Alles in ihm „Volk“ war, konnte man von Edgar Zinner sagen, daß Alles in ihm „komische Oper“ war. Er besaß die Anmuth, die Eleganz, die Naivetät dieser Bühnengattung und die Rouener, noch mehr die Rouenerinnen strömten massenhaft ins Theater, um den neuen Tenor zu hören. Clacquesin, der glänzende Einnahmen hatte, zerriß freiwillig den ursprünglichen Vertrag mit Zinner, um ihn durch einen neuen zu ersetzen, den der ehemalige Notar selbst entwarf. Und nachdem Dies geschehen war, nahm der Direktor den Sänger beiseite, um mit ihm — wie er sich ausdrückte — von sehr ernstlichen Dingen zu reden.

— Mein Lieber, sagte er zu Zinner, Sie sind ein Mann! Sie müssen jetzt beweisen, daß Sie einer sind, indem Sie aufhören einer zu sein. Die Henne mit goldenen Eiern, die Sie sind, dürfen sie nicht abschlagen. Mit einem Worte: Sie müssen mit Jeanne Mariotte brechen, überhaupt mit allen Weibern brechen und als Coenobit leben, wenn Sie Ihre schönen Brusttöne behalten wollen. Ich erinnere Sie an das vernünftige Wort Rubini's: Von den hunderttausend Francs, die ich mir jährlich ersinge, kommen 25,000 auf meinen Gesang und 75,000 auf meine Keuschheit.

Edgar Zinner begriff die Richtigkeit dieses Rathschlages und verließ Jeanne Mariotte ohne Bedauern. Und seit diesem Tage bewunderte er sich zu sehr, um einen Andern als sich selbst zu lieben.

Als zwei Jahre später der alte Firmin Honorez, der seine Frau verloren hatte und seine Tochter nur selten sah, eines Abends, um sein trübseliges Dasein ein wenig aufzuheitern, in die komische Oper ging, sah er daselbst den neu engagirten Tenor Edgar Zinner in Sammhöschchen und Schnallenschuhen, mit Spitzenkragen und Federbaret; und er konnte hören, wie der ehemalige Notar einer als Zigeunerin verummantelten Prinzessin schlecht gereimte Madrigale vorsang. Und Firmin Honorez erinnerte sich der Worte des alten Dufels Barbaste.

Edgar Zinner ist das Schoßkind aller impressionablen Damen geworden, aber er kümmert sich nicht darum und bleibt in seinem Thurm von Elfenbein. Selbst Konstanze, seine von ihm geschiedene Frau, die jetzt ein so leichtes Leben führt wie der Wind, ist von einer lebhaften Kaprixe für ihren ehemaligen Gatten ergriffen. Doch sie kam nicht weiter als die Andern; Edgar Zinner wollte seinen Diamanten nicht schartig machen.

In den ärmlichen Stuben der Schuhlicker wie in den Palästen von Gold und Marmor werden Geschöpfe geboren, die den Gesang in der Brust mit auf die Welt bringen und unwiderstlich dazu bestimmt sind, in die Sammhöschchen zu schlüpfen und das Federbaret aufzusetzen.

#### Am Abend.

**I**n Kämmerchen, so niedlich wie ein Nest —  
Kein Stäubchen siehst du in der fernsten Ecke.  
Das Mondlicht schiebt sich durch das Baumgeäst  
Und hüpfet, ein munt'rer Kobold, an der Decke.  
Die Rosen schau'n zum Fenster dort hinein,  
Und nicken wie erglüh'nd im holden Traume —  
Das schönste Röslein aber, weiß und rein,  
Das blühet hier in diesem niedern Raume.

Du süße Knospe gingest just zur Ruh',  
Ich machte deine Bofe recht behende,  
Dein Auge sah mir schelmisch lächelnd zu,  
Ergriff ich Alles an dem falschen Ende.  
Ich streifte ab dein knisterndes Gewand,  
Und löste deine Locken auf, die schweren,  
Wie küßt' ich trunken dann die kleine Hand,  
Wenn sie mir etwas wollte streng verwehren.

Ich streifte deine winz'gen Schuhe ab,  
Und fühlte in der Hand die Füßchen heben,  
Da bückt' ich jubelnd mich auf sie hinab  
Und küßte sie — nichts half Dein Widerstreben —  
O, du! wie küßt' ich sie so wild und lang  
Die weißen Schwesterchen mit heißem Munde!  
Bis uns der Wonne glühende Fluth verschlang  
Und Beide selig gingen dann zu Grunde . . .

H. E. J.

## — Auch eine Zwangslage. —



— Sagen Sie ja, oder ich lasse los!

### H i g h l i f e.

Von Raoul Toché.

Auf dem five o'clock der Marquise hat man sich neulich nicht wenig lustig gemacht über die kleine Frau von C. Bedenken Sie, daß die Ärmste in Gegenwart von sieben oder acht der schönsten und elegantesten Frauen ganz ruhig und natürlich die unerhörte Erklärung abgab:

— Ich, meine Damen, hatte niemals einen Liebhaber.

Ein allgemeines Gelächter war die Antwort. Die Gräfin wälzte sich vor Lachen, die Baronin stieß kurze, krampfartige Schreie aus; was die Herzogin betrifft, so versetzte sie der neben ihr sitzenden Vicomtesse mit der flachen Hand zahllose Schläge auf den Bauch, was bei einer so vornehmen Dame jedenfalls eine ganz außerordentliche Aufregung verrieth.

Endlich nahm die Marquise das Wort.

— Es war nicht recht von uns, so heftig zu lachen, meine Damen. Alles in Allem handelt es sich um eine Freundin, die im Begriffe ist, sich lächerlich zu machen, und es ist wenig christlich, sich über die Schwächen seiner Nächsten zu freuen.

— Bin ich denn gar so strafbar? fragte Frau von C.

— Ob Sie es sind! Sie Unglückliche können wahrhaftig noch von Glück sagen, daß Sie in einem Kreise vertrauter Freundinnen so sprechen, solcher Freundinnen, die Sie lieben und weit entfernt sind von dem geringsten Uebelwollen gegen Sie. Nehmen Sie an, daß zufällig eine jener bösen Zungen sich hieher verirrt hätte, denen es eine boshafte Freude macht, den guten Ruf Anderer in den Koth zu zerren. Ich zittere, wenn ich nur daran denke. Wo immer man wiedererzählt hätte, was Sie soeben sagten, man würde sich auf Ihre Kosten lustig gemacht haben; Sie wären ein Gegenstand krankhafter Neugierde für alle feinen Salons geworden und Ihr skandalöses Betragen böte den ausschließlichen Gesprächsstoff in allen Clubs der vornehmen Herrenwelt. Danken Sie dem gnädigen Himmel, daß Ihr Geheimniß in gute Hände gefallen und Ihre Schande nicht in die Deffentlichkeit dringt.

— Ich meinte nichts Schlimmes zu thun, stammelte die arme Frau.

— Oh, ich weiß wohl; Sie sind sich Ihres Fehlers unbewußt. Aber überlegen Sie nur ein wenig. Glauben Sie das Recht zu haben, sich dermaßen abzusondern und außerhalb einer wohl organisirten Gesellschaft zu leben? Daß Sie vor Ihrer Verheirathung keinen Liebhaber hatten, begreife ich. Aber seither? Seit dem Tage, wo Sie allein ausgehen durften, wo das Gesetz Ihnen für Alldas, was man in der spießbürgerlichen Gesellschaft Ihre „Fehlritte“ nennen würde, einen verantwortlichen Herausgeber an die Seite gab: waren Sie es sich selbst schuldig, unter den jungen Leuten, die Sie umgeben, Ihre Wahl zu treffen und die Gunstbezeugungen auszutheilen, welche die Natur Ihnen zur Verfügung gestellt hat. Was wollten Sie beweisen, indem Sie nicht so handelten? Haben Sie etwa den seltsamen Wunsch, für eine Ausnahme zu gelten? Oder haben Sie etwa die Ausführung Ihrer Freundsinnen bekriteln gehört? Vertheidigen Sie sich nicht! Ich kenne Ihr Herz und weiß, daß Sie einer schlimmen Handlung unfähig sind. Ich will gerne annehmen, daß Sie mehr ungeschickt, als strafwürdig waren, daß man Ihnen höchstens einige Trägheit zum Vorwurf machen kann und daß es genügt haben werde, Ihnen die Augen zu öffnen, damit Sie so schnell als möglich einen solchen Verstoß gegen die Gebote der Schicklichkeit wieder gutmachen.

Frau von C. erhob sich.

— Sie haben Recht, sprach sie mit bewegter Stimme. Ich gehe und werde nicht eher wiederkommen, als bis ich Ihrer würdig bin. Eine Viertelstunde später kam sie strahlend wieder.

— Es ist geschehen! rief sie.

— Schon? fragten sämmtliche Damen ein wenig erstaunt.

— Oh, fuhr Frau von C. fort, — ich brauchte nicht weit zu gehen. . . Ich fand auf der Treppe, was ich brauchte.

— Wen denn? fragte die Marquise.

— Ihren Mann.

— Nun, Sie hätten auch besser wählen können; aber es ist immerhin ein Anfang, bemerkte die Marquise.



Veränderte Verhältnisse.

Herr K. steigt in einem Gasthose ab.

— Ihr Hôtel hieß früher „zum Lamm“, warum heißt es jetzt „zum Drachen“? fragt er den Wirth.

— Ach, seither habe ich geheirathet!

\*

Auf der Hochzeitsreise.

Herr N. tritt mit seiner jungen Frau die Hochzeitsreise an. Wie sie sich's im Wagen bequem gemacht haben, sagt das junge Frauchen:

— Ach, Alfred, es wäre so schön, wenn wir im Coupé allein blieben!

— Sei unbesorgt, mein Schatz, beruhigt sie der Gatte, wir werden allein bleiben, der Schaffner kennt mich schon.

\*

Vor Gericht.

Ein Bürger hat seinen gegenüber wohnhaften Nachbar verklagt, weil derselbe in seinem Zimmer Luftbäder nimmt, d. h. ohne Bekleidung herumspaziert.

Der Angeklagte leugnet dies nicht, doch wendet er ein, daß seine Vorhänge hermetisch verschlossen seien.

— Das ist möglich, entgegnet der Kläger; allein wenn meine Frau auf den Tisch steigt, kann sie Sie sehr gut durch die oberen Fensterscheiben sehen, welche nicht verhängt sind.

\*

Wohl begründet.

Herr N. hat sich mit einem hübschen und wohlhabenden Fräulein verlobt, ist aber nach einer Woche wieder zurückgetreten.

— Warum hast Du Dies gethan? fragt ihn ein Freund.

— Mein Lieber, ich wäre mit diesem Mädchen niemals glücklich gewesen.

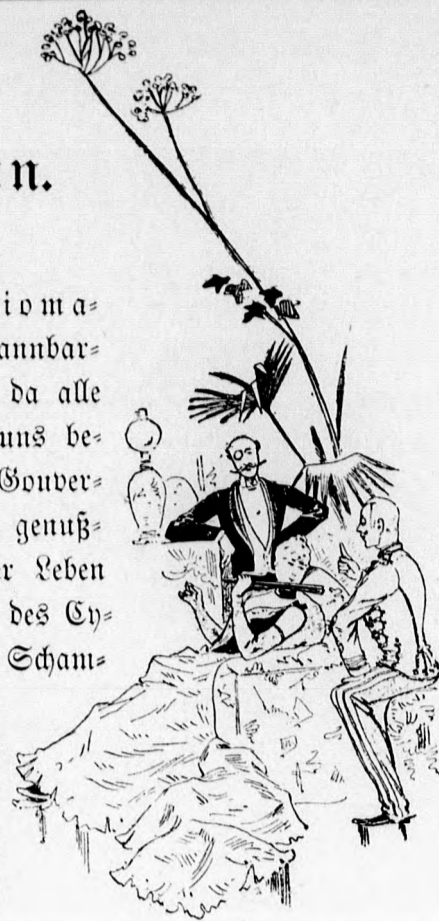
— Unsinn! Das ist ein Geheimniß der Zukunft!

— Ach, ich erfuhr, daß auch ihre Vergangenheit ein Geheimniß habe.

Die Kartenlegerin.

Novelle von R. v. M.

Obgleich der Fürst von Diomarin schon seit seiner Mannbarkeit — das heißt seit der Zeit, da alle Frauen, ob blond oder braun, uns begehrenswerth scheinen — ohne Gouverneur und ohne Führer in dem genussreichen und gefährvollen Wiener Leben dahingesegelt, hatte er doch, trotz des Cynismus seiner Gefährten und der Schamlosigkeit der Weiber, mit welchen er verkehrte, eine gewisse Ursprünglichkeit seines Wesens nicht abstreifen, sich nicht völlig modernisiren können. Man sah ihm an, daß er in einer italie-



nischen Stadt, zwischen Geistlichen und frommen Marchesa's erzogen worden und aus dem Dunstkreise des Weihrauches sich nicht völlig herauszuarbeiten vermochte. Er that bei Allem mit, aber er ging hinterher sogleich zur Beichte. Er glaubte an Hölle und Teufel, an Hexerei und Zauberspuh. Er litt an hunderterlei seltsamem, ungeheuerlichem Aberglauben, der ihn beschäftigte, beunruhigte, belästigte. Nie würde er an einem Freitag eine Reise angetreten, am Samstag sich die Nägel beschneiden lassen; nie würde er unter einer Leiter hinweggegangen sein oder an einem Tische, wo Dreizehn saßen, sich niedergelassen haben.

Und eines Tages, nachdem er bis knapp an die Vierzig Junggeselle geblieben war, vermählte er sich, weil eine alte ungarische Zigeunerin, die er bei Gelegenheit einer Jagd auf dem Landgute eines befreundeten ungarischen Kavaliere getroffen hatte, ihm aus den Linien seiner Handfläche geweissagt hatte, daß er alsbald auf seinem Wege ein junges Mädchen treffen werde, welches er heirathen müsse, um alle Wonnen des Paradieses zu genießen.

\*

Die kleine Fürstin von Diomarin war kaum zwanzig Jahre alt; dabei sehr hübsch, lechzend nach Luxus und Vergnügungen und bereit, bei der ersten Gelegenheit, die sich ihr darbieten würde, alle Rücksichten über Bord zu werfen und einen Liebhaber zu nehmen. Denn die kleine Dame begriff ihr fin de siècle und hatte sehr fortgeschrittene Ideen über die Pflichten der Ehe und über die Treue; sie war, wie sie sich ausdrückte, nur mittelst Stecknadeln mit diesem Manne verbunden, der ihr mehr Millionen, als Kraft und Liebe in die Ehe mitbrachte. Ob es dieser oder jener sein würde, war ihr gleichgiltig, wenn sie nur endlich den Freibrief hatte, sich — gleich ihren Freundinnen Hals über Kopf in den Strudel der Vergnügungen zu stürzen.

Nach kurzen drei Monaten war sie vollkommen aufgeklärt über die Leistungsfähigkeit ihres Gatten, über seine physischen und moralischen Eigenschaften. Sie fand, daß sie mit einander

quitt seien, daß sie diesem Maniakten lange genug als Spielzeug gedient habe; darum ergriff sie wieder vollständig Besitz von sich selbst und — nahm einen Liebhaber.

Dieser Liebhaber war ganz einfach einer ihrer Lieblingstänzer auf den Elitebällen, Graf Karl Ortwitz, ein fester, gesunder, lebensfroher Husaren-Rittmeister, der ungezählte Abenteuer hatte, sich um ein Ja und Nein duellirte und den sentimentalen wie den erfahrenen Frauen der Lebewelt Liebeslektionen gab, wie kein Zweiter in der Residenzstadt.

Graf Ortwitz kannte keine Niederlagen; er wiederholte seine Triumphe so oft seine Herzensfreundinnen es nur immer haben wollten; aber wenn sie von ihm den leisesten Schwur der Treue oder Beständigkeit forderten, flüchtete er aus ihren Armen wie aus einem Gefängnisse.

Anderz hielt er es mit der Fürstin Diomarino, diesem liebenswürdigen Tollkopf. Vielleicht weil sie nicht den anderen Frauen glich; vielleicht weil sie frisch und rosig war wie die Erdbeere des Waldes, vielleicht weil in ihren Blicken der ganze Himmel, in ihren Küffen alle Seligkeit lag; vielleicht weil ihr Wuchs eine köstliche Geschmeidigkeit hatte, ihr Nacken ein ideales Aroma ihres Blondhaars ausströmte: wie dem auch sei, der Rittmeister war der Fürstin Sabine von Diomarino treu und anhänglich und liebte sie, wie dieses auserlesene Geschöpf geliebt zu werden verdiente, mit immer wachsender Begierde, mit toller Eifersucht, mit sinnebetäubenden, in andere, schönere Welten entführenden Liebesungen. Und als eines Tages Sabine mit Thränen in ihren großen Augen ihm sagte: „Höre, er mißtraut Dir; Jemand muß uns verrathen haben; er will mit mir nach Italien gehen . . . uns trennen . . . lieber sterben!“ — da sagte Rittmeister Graf Ortwitz sonst nichts, als: „Wir werden ja sehen.“

\*

Einige Tage später erschien der Fürst Diomarino in der Wohnung der Frau Mangerl, einer spindeldürren Wittwe, die in der Vorstadt Hernals draußen wohnte und wegen ihrer angeblichen Seherfähigkeiten bei den alten Weibern der Wiener Aristokratie in großem Ansehen stand. Frau Mangerl hatte als Kartenlegerin große Erfolge aufzuweisen und behauptete, ganz allein im Besitze der Geheimnisse der berühmten Lenormand zu sein.

Der Fürst hatte schon wiederholt zu den Kartenkünsten der Frau Mangerl seine Zuflucht genommen und hatte unbegrenztes Vertrauen zu ihr. Er wollte jetzt von ihr erfahren, ob er betrogen sei oder nicht, ob er Wien verlassen, ein neues Leben beginnen solle.

Die Berathung mit Frau Mangerl dauerte lange. Die Seherin mischte und legte die Karten immer wieder von neuem, würdigte den Fürsten keines Blicks und öffnete den halb zahnlosen Mund nur jede Viertelstunde einmal, um eine Frage an ihn zu richten. Endlich mengte die magere Alte die Karten noch einmal durch einander und legte sie in vier Häufchen in Kreuzform vor sich hin. Sie tippte mit dem dünnen Zeigefinger der rechten Hand auf die einzelnen Häufchen und murmelte: Für das Haus — für Das, was bevorsteht — für die Person — für die Ueberraschung; dann kehrte sie das dritte Häufchen — für die Person — um und rief: „Ich

sehe Sie neben dem Herzbuben; die Farben stimmen. Es ist ein Herr vom Militär; Ihr Freund; aber hier sehe ich die Schwerter verkehrt; Sie sind eifersüchtig und wollen sich von ihm trennen, wegen einer Herzdame, einer blonden Frau, der Sie mißtrauen. Aber thuen Sie es nicht! da sind die sieben Ketten; das Leben dieses Mannes ist an das Ihrige geknüpft. Da, sehen Sie die sieben Ketten und gleich daneben den Tod? Der Erste, der sich gegen den Andern erzürnt, hat nicht lange mehr zu leben; er wird entweder bei einer Ausfahrt oder auf der Eisenbahn umkommen.“

Der Fürst war sehr bleich geworden. Er warf drei Goldstücke auf den Tisch und entfloß.

\*

Die beiden Verliebten fahren fort sich anzubeten und Graf Ortwitz, den sein Freund, der Fürst von Diomarino, mit offenen Armen empfängt wie einen Gast, der dem Hause Glück bringt, scheint längst das fürchterliche Horoskop vergessen zu haben, welches er der Frau Mangerl Wort für Wort eingetrichtert hatte. Fürstin Sabine hatte ihm das Duelliren abgewöhnt . . .

### (3) Der Beseffene.

Roman von Camille Lemonnier.

Nun denn, sagte Lepervié mit einem gezwungenen Lächeln, ich gebe Dir Ablass, ohne Dich auch nur nach dem Grunde Deines schweren Kammers zu fragen.

— Oh, jetzt kann ich Dir ihn wohl sagen, nachdem Du mir verziehen hast. Denke Dir . . . aber Du darfst mich nicht zu stark auslachen . . . ich habe geträumt, daß ein anderes Weib auf den Fußspitzen in unser Schlafzimmer eingetreten sei. Ich konnte ihre Züge nicht unterscheiden, ein dichter Schleier bedeckte ihr Antlitz; sie näherte sich unserem Bette und gebot Dir, dasselbe zu verlassen und Du gehorchtest stumm. Dann . . . ach, Das ist zu lächerlich . . . ich wage kaum zu vollenden.

— Doch, doch, brummte Lepervié, während er sich in einem heftigen Uebelbefinden wand und die eiskalten Beine an sich zog.

— Nun denn: das Weib reichte Dir dann ein großes Messer, Du kamst ans Bett, öffnete mir die Brust und riffest mir das Herz aus dem Leibe. So lag ich nun da, blos die Augen waren lebendig; sie schauten auf das Weib, das mein Herz genommen und in eine Schachtel gesteckt hatte. Und hernach . . . Nein, das Uebrige kann ich nicht sagen.

— Nun, so beendige doch! keuchte der Präsident.

— Ach, Du willst es, sagte die Präsidentin, beide Hände vor das Gesicht legend; nun wohl: Du nahmst das Weib in Deine Arme, und vor meinen Blicken, über welche Du sammt ihr lachtest, habt Ihr Euch . . .

— Nein, Das ist zu viel, in der That! flehte der Präsident.

Sie sah ihn vor sich, mit einem solch' schmerzlichen Ausdruck des Schreckens im Gesichte, daß sie von neuem ihn um seine Verzeihung zu bitten begann.

— Ich soll Dir verzeihen! rief er außer sich und sie ungestüm in seine Arme schließend. Ist es nicht vielmehr an

mir Dich zu bitten, daß Du dieses abscheuliche Traumgesicht vergessen mögest, da ich es bin, der Ursache und Gegenstand desselben war. Ach, wie mußt Du gelitten haben und noch leiden!

— Nein, es ist vorüber; mir ist's jetzt wie einem Schiffbrüchigen, den eine wohlthätige Woge an den Strand gespült hat.

Es litt ihn nicht länger im Bette, und als Lydia ihn auf die frühe Stunde aufmerksam machte, rief er verdrossen:

— Nein, ich mag nicht länger bleiben. . . Deine Geschichte hat mich zu sehr aufgeregt. Lächerlich, in der That, dieser Traum! . . .

Als der Präsident in seinem Zimmer vor den Spiegel trat, um die übliche Einpinselung des Haares vorzunehmen, erkannte er sich nicht sogleich in diesem harten, faltenreichen Antlitz, das seinem Blick begegnete.

— Einen solchen Kopf hatte ich vielleicht in diesem blöden Traum, brummte er.

Sogleich begann er wieder zu philosophiren.

— Ein Traum! ein Traum! Ist denn nicht Alles ein Traum? Wer vermag uns zu sagen, ob nicht unser ganzes Leben ein Traum sei? Wo hört die Wirklichkeit auf und wo beginnt der Traum? Führen wir nicht in uns das ewige Geheimniß eines Nachtwandlers, der mit offenen Augen und dennoch blind, nach unbekanntem Zielen strebt? Was mich betrifft, so weiß ich seit den letzten Monaten wahrhaftig nicht, ob ich wache oder träume. Mein Geschick vollzieht sich in nächtlichem Dunkel, bei dem Zwielflicht eines Traumes. Und habe ich schon zu erwachen begonnen?

— Aber nein! Du bewegst Dich im Kreise Deines Willens. . . Es hieße Dich selbst verschlucken, wenn Du Deine Bewußtheit verschlucken wolltest. Ueberlasse Anderen diese Ueberspanntheiten und lebe ohne quälende Zweifel.

Zum zweiten Male wurde jetzt Lépervié sich der Zwielschlächtigkeit seines Vernunftwesens inne; diesmal so deutlich, daß er den unter seiner Haut steckenden Menschen berühren zu können wähnte. Er bebte zusammen.

— Wer hat gesprochen? Wer spricht so zu mir? Es ist seltsam; Jemand bewegt sich in mir und spricht zu mir. Jemand, der ohne Zweifel mein Bestes will; denn er redet zu mir im Namen meines Willens. Der Versucher würde anders zu mir reden. . .

Doch fast ohne Uebergang versiel Lépervié wieder in eine erschreckende Eindrucksfähigkeit. Wenn die Thürglocke erschallte, so war ihm, als würden seine Nerven in metallischen Vibrationen erzittern. Tritte auf dem Korridor wirkten wie ein elektrischer Schlag auf ihn und ließen ihn auffahren. Der Schlag der Uhr war ihm ganz besonders unerträglich; jeder Schlag des Hammers fuhr ihm durch das Gehirn und verursachte ihm gräßliche Schmerzen. Und er wandte sich dann zur Thüre, als ob nach beendigtem Schlag der Uhr irgend Jemand, den er in unbestimmter Weise erwartete, eintreten müßte.

Er nahm die Gewohnheit an, bei dem Herannahen des Glockenschlages auf die Uhr zu schauen, um so der krankhaften Ueberreizung zuvorzukommen. Eine gewisse Aufregung blieb aber dennoch fortbestehen und schließlich wußte er sich nicht anders zu helfen, als daß er das Schlagwerk zum Stehen brachte.

Der Kummer seiner Frau nach dem gewissen bösen Traum wollte ihn nicht mehr loslassen.

— Ach, Du theure, reine Seele! sagte er sich. Dein Traum straft mich und wird mich immer mehr strafen, wie Einer, der der Zeuge war und der Richter sein wird.

— Das sind wieder nur Worte! sprach der andere Mensch in ihm. Erinnere Dich, daß Lydia an jenem Abend einen Hummer zu Nacht gespeist hatte. Der Hummer aber ist schwer zu verdauen und verursacht böse Träume.

Eine merkwürdige Erschlaffung des Geistes hatte sich des Präsidenten bemächtigt und er fand nicht die Kraft, gegen dieselbe anzukämpfen. Sein Inneres war ein finsterner Sumpf und kein Licht führte da hinaus. War er es wirklich, der gegen die Ungerechtigkeit der gesellschaftlichen und staatlichen Einrichtungen seine Stimme erhoben hatte? War er es, der für das Weib das Recht gefordert hatte, nicht länger wie ein Thier behandelt zu werden? War er es, der gewagt hatte, an die allmächtige und geheiligte Unfehlbarkeit des Gesetzbuches zu rühren? Er war jetzt entsetzt über die Folgen, welche jener Artikel für seine fernere Laufbahn haben konnte. „Das war ja eine schreckliche Kezerei, sagte er sich; meine ganze Vergangenheit lehnt sich auf gegen solche Aeußerungen. Mir fallen die Schuppen von den Augen. Kein Wort denke ich mehr von dem, was ich geschrieben habe.“

Lépervié war auf verschiedene Beschwichtigungsmittel bedacht. Der Vorsitz bei den Gerichtsverhandlungen, einige Besuche hernach und Spaziergänge durch die Stadt hielten ihn bis zur Dinerstunde vom Hause fern; und nach dem Diner ersann er neue Vorwände, um den Abend nicht zuhause zu bringen zu müssen. Er kehrte zu seinem Club zurück, wo er seit einem Jahre nicht gewesen. Er besuchte die Oper und die Konzerte; die Musik, besonders die italienische, zog ihn an. Er fand da viele Richter und sie waren einig darin, daß Rossini weit höher stehe, als der moderne Musikgötze, dem man allerorten Altäre errichtete. In dieser idealen Region suchte er Zuflucht vor der unmittelbaren Berührung mit Rakma.

— Noch ein Monat solcher erfrischenden Lebensweise, sagte er sich, und ich werde vollständig geheilt sein. Ich werde ihr dann das einzige Gefühl widmen können, dessen ich mich nicht zu schämen habe: eine zarte, stille Freundschaft. Später soll sie erfahren, wie ich gekämpft habe, um durch einen wurfsfreien Besitz ihrer würdig zu sein, nachdem ich ihr meine demüthigenden Begierden aufgenöthigt habe.

Allein eines Nachts, als im Hause schon Alles schlief, lauschte sie auf seine Rückkehr. Drei tödtlich langweilige Stunden hatten ihm wieder einmal die Augen geöffnet über die Vortheile des Verkehrs mit seinen Clubbrüdern. Als er heimkehrte, kam sie zu ihm in sein Kabinet herab, wo er, ehe er zu Bette ging, seine Korrespondenz durchzugehen pflegte.

— Wie? Du bist noch wach zu dieser späten Stunde? rief er.

Sie entschuldigte sich einigermaßen nervös. Ja, sie habe auf ihn gewartet; sie habe mit ihm zu reden; sie wisse nicht wie sie die Kraft gefunden, so lange zu leiden.

— Ja, was geht denn vor? fragte Lépervié plötzlich geängstigt.

— Ach, mein Herz ist gebrochen! rief sie händeringend. Halten Sie mich für so gleichgiltig, daß ich nicht ahnte, weshalb Sie sich fernhalten? Zu meinem und Ihrem Unglück bin ich in dieses Haus gekommen. Sagen Sie nicht Nein; ich weiß, daß Sie mich fliehen. Ich hätte zuerst fliehen sollen, aber ich konnte nicht, ich hatte nicht den Muth dazu.

Lépervié ging zur Thüre und horchte einen Augenblick.

— Beruhigen Sie sich, Liebste, sagte er . . . Diese Scene ist mir peinlich. Ich glaubte eine solche nicht zu verdienen. Und bedenken Sie, daß man uns hören könnte. Hätten Sie nicht eine passendere Stunde wählen können?

Sie schwieg eine Weile und bohrte ihre schwarzen Augen in die seinigen ein. Endlich fuhr sie leise, mit dem Ausdruck der tiefsten Reue fort:

— Ja, es war verhängnißvoll! Ich wußte, daß Sie so zu mir reden werden. Ueberhäufen Sie mich mit Vorwürfen, Sie haben das Recht dazu. Wenn Sie wüßten, wie sehr ich mich selbst verachte!

Doch unter dem Einflusse ihrer glühenden Blicke griff er schon nach ihren Handnöcheln.

— Schweig! Sprich kein Wort mehr! flüsterte er. Ich war weit entfernt voranzusehen . . .

— Aber es ist ja klar . . . Ich weiß, Sie sind unglücklich! Ich habe nicht mehr das Recht, unter Ihrem Dache zu wohnen. Und ich bin gekommen, um . . . Oh, wie schwer fällt es mir, das Wort auszusprechen . . . und doch kann ich es nicht länger verschieben.

— Was? rief er. Solltest Du mich vielleicht verlassen wollen?

— Es muß sein. Sie werden mich nachher vergessen. Ich werde nur ein vorübergehender Schatten in Ihrem Leben gewesen sein. Alles wird vorüber sein.

Er zog sie zu sich auf das Sopha nieder.

— Wo denkst Du hin? Das kann unmöglich Dein Ernst sein. Was habe ich Dir denn gethan? Hat Dich Jemand verletzt?

— Ach, wenn es weiter nichts wäre! Ich würde dann nicht so reden, mein Freund. Ich würde die Kraft finden zu bleiben und zu küßen. Begreifen Sie nicht, daß es gerade ihr Vertrauen ist, was mich tödtet? Ja, ihr Vertrauen, und die Gewißheit, daß ich, wenn ich Sie verlasse, Ihnen die Ruhe wiedergeben würde, die von Ihnen geflohen. Ach, ich sterbe daran! Fühlen Sie an dem Pochen meines Herzens wie sehr ich leide. (Und sie legte ihm die Hand, die sogleich vor Wollust zitternde Hand an die Knospen ihres zarten, kindlichen Busens.)

— Nein, nein, rief er, alle Vorsicht vergessend; — es ist nicht möglich, daß ich Dich verlieren soll! Bist Du nicht die kleine Liebesfee? Ist es möglich, daß ich, nachdem ich von Deinen Früchten genossen, auf diese Wonne verzichten soll, bis Du zu meinem unvergänglichen Bedauern einst — oh spät, sehr spät! — mir sie entziehst? Du wirst nicht gehen! Ich fühle es schon bei dieser Drohung, wie sehr Du meinem Leben unentbehrlich bist.

Sie ergriff mit beiden Händen sein Haupt, mit einem Ausdruck der Verzweiflung, die sie gar nicht zu meistern suchte.

— Ach, welch' ein furchtbarer Riß geht durch mein Herz! stöhnte sie. Ich möchte am liebsten meinem Herzen gebieten

stille zu stehen, nicht mehr zu fühlen; ich möchte von Ihnen scheiden in der Freude, Sie noch hier zu wissen, ehe ich Sie verliere.

Plötzlich richtete sie sich auf und entriß sich seinen Händen, die sich fiebernd an ihrem Leibe verirrten.

— Nein, nein! führen Sie mich nicht in Versuchung! Ich habe dieses Opfer beschlossen; nichts kann mich hindern, es zu vollbringen.

Doch mit dem Ungestüm seiner wieder erwachenden Begierden nöthigte er ihr seine Küsse auf.

— Aber ich will nicht! rief er. Ich dürste nach diesem theuren, verliebten Leib eines jugendlichen Weibes! Ich verlange nach dem Geheimsten dieses anbetungswürdigen Leibes, der meine Sinne entzündet!

Sie wehrte sich nur schwach und suchte ihm ihre Lippen zu entziehen.

— Lassen Sie mich! Ich bitte Sie! Ach, Das ist schlecht von Ihnen! . . . Ich will fort! . . . Muß ich Sie denn hassen? . . .

Doch als würden plötzlich ihre Kräfte sie verlassen, hängte sie sich an seinen Hals und umschlang mit ihren schlanken, geschmeidigen, jugendlichen Gliedern seinen Leib . . .

— Nun, sagte er, als er die Sprache wieder fand, — wirst Du noch den Muth haben zu gehen?

— Ach, es muß sein! Es wäre weit schmerzlicher für uns, beisammen zu bleiben.

— Nein! rief er in aufrichtiger Leidenschaft, Du kannst nicht so denken. Nachdem sich ein solches Glück mir erschlossen, könnte ich mich nicht mit dem Gedanken vertraut machen, Dich zu verlieren.

Sie schüttelte den Kopf und fand ernste, wohlgesetzte Worte.

— Ueberlegen Sie nur, mein Freund! Könnte ich Sie nunmehr, da ich mich Ihnen ganz hingegeben habe, ohne Schande betrachten?

Er ergriff ihre Hände, bedeckte sie mit seinen Küssen und entgegnete:

— Thörin! Hast Du nicht umso größeren Anspruch auf meine Achtung?

— Ach, solche Dinge sagt man! Und doch, wer weiß, ob nicht eines Tages . . .

— Nun?

— Wer weiß, ob Sie nicht eines Tages mich davonjagen werden. Oh, ich würde vor Scham und Schmerz vergehen . . .

— Nein, ich schwöre Dir!

Sie zog schnell die kleine Silbermünze aus dem Busen, drückte sie fromm an die Lippen und reichte sie dann ihm zum Kusse, indem sie sagte:

— Küssen Sie sie und schwören Sie . . . und mögen die Lippen verdorren, die nachdem sie dieses Bild geküßt, falsch geschworen haben!

— Ja, ja, ich schwöre!

— Nun wohl, es sei wie Sie wollen! Bin ich nicht Ihre Sache, mit der Sie nach Ihrem Belieben schalten und walten können? Und darf ich noch länger meinen eigenen Willen hören, da ich Sie glücklich machen muß?

VII.

Am folgenden Tage ward bei Gericht eine Ehescheidungs-Sache verhandelt, wo die Schuld des Gatten nicht wegzulengnen war, da er eine Geliebte im eigenen Hause hatte. Der Rechtsanwalt der betrogenen Frau machte geltend, die Geliebte des Gatten sei eine würdelose Person, eine Meze, eine Magd für Alles, die in der That Alles im Hause machte.

— Oh, das ist nicht mein Fall! sagte sich Lépervié im Innern geschmeichelt.

Und er fand im Grunde den Mann nicht so strafbar.

Der Vertheidiger der Ehe führte an, „Madame“ sei auch nicht ganz vorwurfsfrei. Sie habe im Hause heftige Scenen herbeigeführt, die umso bedauerlicher seien, als es ein zahlreiches Hausgefuinde gab, welches Zeuge der Scenen war, durch welche das Oberhaupt der Familie in seiner Würde herabgesetzt wurde. Alldies sei nicht geeignet gewesen, ihn auf den Pfad der Pflicht zurückzuführen.

Und dieser Ansicht gab auch der Präsident in seinem Resumé Ausdruck, mit einer gewissen Nachsicht für den Gatten und einer gewissen Ungebundenheit der Begründung, welche die Zuhörerschaft und den Gerichtshof in Verwunderung versetzten.

Nach der Gerichtsverhandlung, auf dem Heimwege, spann er seine Gedanken hierüber fort.

— Im Grunde, sagte er sich, sind das sehr schmutzige Geschichten, welche bei den niederen Klassen eine moralische Verderbtheit verrathen, die der Gesamtheit der Gesellschaft nur zum Schaden gereichen kann.

Doch plötzlich überkam ihn eine sanfte Heiterkeit. Er schlug mit seinem Stocke ein Rad um das andere und sagte sich: „Da spricht schon wieder der moralisirende Richter aus mir. Und doch habe auch ich meine kleine Geliebte zuhause, die meiner Rückkehr harret. Was ist zu thun? Ist denn wirklich Alles nur Heuchelei?“

— Nun, mein Freund, was ist's mit der Ehescheidungs-Sache, von der die Zeitungen so viel erzählen? fragte seine Frau, als er heimkam. Erzähle mir doch!

— Aber, Du liebe Unschuld! Eine rechtschaffene Frau wie Du wird doch nicht . . .

— Ach, ich bin doch kein Kind mehr!

Und da sie darauf bestand, gab er ihr ein Resumé der Verhandlung.

— Oh, dieser Gatte ist ja schändlich! rief sie aus, entrüstet über diese Verderbtheit des Volkes.

— Meine Liebe, man muß nicht allzu schnell urtheilen, entgegnete der Präsident in würdigem Tone.

Er hatte eine List erdacht, um die häufige Anwesenheit Rakma's in seinem Arbeitszimmer zu rechtfertigen.

— Liebe Freundin, sagte er seiner Frau, ich bin derzeit mit einer Arbeit beschäftigt, von der ich Dir später mehr sagen werde, und die vielfache Quellenforschungen und Textvergleichen erheischt. Könntest Du mir nicht Rakma auf einige Zeit leihen?

Sie erhob keinerlei Einwendung und die Erzieherin fand sich bei ihm ein, als er aus dem Justizpalais heimkehrte.

— Ach, bist Du es! rief er, sie umhalsend. Endlich Du! Und dies sind Deine Haare! Dein Mund! Dein ganzer Körper! So küsse mich doch!

Er betrachtete lange ihre Augen, küßte deren seidenweiche Wimpern und konnte nicht aufhören, sie zu betrachten und zu lieblosen.

— Denke Dir, daß Deine wunderbaren, Deine göttlichen Augen mich nicht verlassen. Durch sie habe ich Dich lieben gelernt; durch sie hast Du mich erobert. Ich habe sie stets mit mir; sie kommen mir entgegen, sie gehen mit mir; es ist als würdest Du selbst mich begleiten. Und manchmal — ist Das nicht drollig? — weiß ich nicht mehr, welche Farbe sie haben. Aber sie haben gar keine Farbe! rief er begeistert aus; sie sind Licht, sie sind das Licht Deiner Seele.

Sie zuckte fast unmerklich mit den Achseln.

— Wenn dem so ist, sprach sie, muß ihr Licht sehr oft wechseln, denn meine Seele ist nur für Sie allein unwandelbar.

Er warf sich ihr zu Füßen.

— Wiederhole Dies, kleine Rakma, ich bitte Dich! Ja, wiederhole es. Für mich allein, nicht wahr? Sage mir Dies noch einmal, während ich diese Augen betrachte. Ich war blind. Du bist hieher gekommen und wir haben nicht an einander gedacht. Und dann, eines Tages, ruhten diese Augen auf mir. Und an jenem Tage merkte ich, daß ich jene Augen noch nicht gesehen hatte. Aber damals fand ich sie ganz anders als heute.

— Und was sagten Ihnen meine Augen damals?

— Oh, Das ist zu lächerlich! Du wirfst mich verspotten . . . Deine Augen erschreckten mich. Ich sah geheimnißvolle, fatale Dinge darin . . .

— Und jetzt?

— Oh, jetzt ruhe ich in ihnen aus, wie in einer Unendlichkeit der Wollust und Freude. Sie schweben vor mir wie die Sonnen eines herrlichen Sommers, — meines Spätsommers, fügte er lachend hinzu.

Sie erhob sich, trat zum Fenster und wiederholte mit einer tragischen Geberde:

— Geheimnißvoll und fatal! Mein Herr Präsident, ich hielt mich wahrhaftig nicht für so romantisch.

— Vielleicht war ich es nur, gestand er ein wenig beschämt.

Eines Abends vergaßen sie sich bei angezündeter Lampe. Gewöhnlich übte Lépervié die Vorsicht, das Schlüsselloch zu blenden, indem er, wenn er den Schlüssel umgedreht hatte, seine Hausmütze davor hängte. Diesmal hatte er diese Vorsicht außer Acht gelassen. Und siehe da, während sie sich seinen Armen überließ, schien ihm plötzlich, als hätte draußen ein Frauenkleid die Thüre gestreift. Er fuhr empor und horchte, den Athem an sich haltend.

— Jemand belauscht uns, flüsterte er Rakma ins Ohr.

Sie zuckte mit den Achseln. Nein; es sei nur eine Einbildung! Niemand sei da.

— Oh, ich habe sehr gut gehört.

Er brachte seine Kleidung halb und halb in Ordnung und drehte rasch den Schlüssel um. Im Treppen Hause brannte das Gaslicht; kein Mensch war zu sehen.

— Ich versichere, daß Jemand da war, sagte er in das Zimmer zurückkehrend. Man wollte uns überrumpeln.

Sie knöpfte ihr Leibchen zu und murmelte, ohne ihn anzuschauen:

— Nun dann, was weiter?

Doch er fuhr auf.

— Wie? was weiter? Wo denkst Du hin? Wenn Jemand da ist, wovon ich überzeugt bin, so hat man ohne Zweifel bemerkt . . .

— Was?

Und sie blickte, hoch aufgerichtet, ihm so starr in die Augen, daß ihm das Wort auf den Lippen erstarb.

Endlich stammelte er:

— Nun ja; den Diensthoten entgeht nichts . . . Und ich sage Dir: Jemand war da.

— Ei, Sie haben Angst um Ihretwillen, sagte sie verächtlich. Sie fürchten, man werde sagen, der Herr Präsident Lépervié unterhalte unter seinem Dach eine . . .

— Schweig! rief er, ihr die Hand an den Mund pressend. Das ist nicht wahr! Wenn ich Furcht hätte, so wäre es nur um Deinetwillen.

— Ach, was liegt an mir?

Da rief er leidenschaftlich aus:

— Nun denn, ich will nicht, daß die geringste Beleidigung Dich streife! Ich werde Dich vertheidigen gegen Alle, gegen Dich selbst.

— Ob Sie mich vertheidigen oder nicht: ich bleibe doch, was ich bin, ein verlorenes Geschöpf, welches Ihre Frau mit dem Fuße wegzustoßen das Recht hätte wie ein bössartiges Thier. Und was liegt mir auch daran, da ich mich einmal darein gefunden habe, dieses verlorene Geschöpf zu sein.

Zum ersten Male erwähnte sie — mit einer gewissen Bitterkeit — der Gattin, von der sie bisher in gegenseitigem Einverständnis geschwiegen hatten.

Kalter Schweiß perlte auf der Stirne des Präsidenten, als ob dieses Wort allein schon einen Zwiespalt zwischen ihnen herbeiführen könnte.

— Ach, sagte er traurig, sollen wir jetzt schon „deswegen“ zanken?

Sie schüttelte das Haupt, wie von geheimer Qual niedergedrückt.

— Verzeihen Sie mir, mein Freund, aber liegt die Schuld nicht ein wenig an Ihnen? Warum lassen Sie durch so große Vorsicht und Kengstlichkeit mich meine verächtliche Lage fühlen? Weiß ich doch nur zu gut, was ich hier bin: Ihre Geliebte. Nun wohl, es sei; aber lassen Sie mich doch nicht merken, daß Sie eines Tages vor den Dienstleuten darüber erröthen könnten!

Er verwahrte sich gegen eine solche Voraussetzung; doch wie könnten sie fortfahren sich zu sehen, wenn sie nicht die nöthige Vorsicht üben wollten?

— Ach, lassen wir Das! erwiderte sie. Für mich gibt es nur die eine Gefahr, daß Sie mir nicht mehr Derselbe sein könnten wie jetzt. Eine andere Gefahr kenne ich nicht. Habe ich Ihnen nicht mein Leben geopfert?

Der Präsident ging im Zimmer hin und her und dachte sich:

— Sie hat Recht; aber Deine ungeheuerliche Selbstsucht möchte immer wieder Deine Sicherheit mit einem Verhältniß in Einklang bringen, dessen Folgen sie allein in heldenmüthiger

Weise zu tragen bereit ist. Ach, sie liebt Dich mehr, als Du sie liebst; nichts ist so logisch wie die Liebe, und mag sie die Außerachtlassung aller Vorsicht noch so weit treiben.

Er näherte sich ihr wieder, streichelte ihr Haupthaar und sagte mit gezwungener Heiterkeit:

— Du bist aber eine schreckliche kleine Klüglerin! Vor Deiner Redekunst kann nichts bestehen. Was könnte ich Dir auch antworten, da Du mir von Deiner theuren Liebe sprichst? Von Neuem richtete sie ihre ironischen Blicke auf ihn.

— Und es wäre doch so einfach, sprach sie. Sie brauchen nur Ihre Thüre vor mir zu verschließen. Ich würde nicht mehr kommen und Niemand würde Sie verdächtigen.

— Wie? wir sollten darauf verzichten, uns zu sehen? rief er.

Und er nahm sie wieder in seine Arme, verzehrte mit seinen Küßchen die Wöckchen ihres Nackens und murmelte ihr ins Ohr von dem Verlangen, das sein Blut zum Sieden brachte, wenn er sie nur mit den Lippen streifte. Allein sie machte sich aus seinen Händen los.

— Nein, nein, Jemand könnte horchen, sagte sie.

Dann stellte sie sich vor ihn hin und rief mit einem demüthigenden Lächeln:

— Ach, mein Herr Präsident, wie lächerlich ist Alldies! Und sie verließ das Zimmer.

„Lächerlich ist nur, daß sie es mir sagt“ — dachte sich der Präsident, als sie fort war. „Aber wart', Du sollst nicht immer lachen. Ich werde diesen kleinen Trostlopf schon kirre machen!“

Doch schon nach kurzer Zeit mußte er sich seinen Irrthum eingestehen.

— Ja, sagte er sich, diese Rakma ist ein etwas komplizirteres Wesen, als ich gedacht hätte. Aber kennt man jemals das Weib und die geheimen Falten, die bei den besten von ihnen die Gewißheit zum Schwanken bringen? Ich mache jetzt wieder diese Erfahrung. Rakma kommt mir vor wie ein schönes Einrichtungsstück mit vielen Fächern, die nicht alle mit demselben Schlüssel zu öffnen sind. Es ist ein kapriziöses und scharfsinniges Werk, das so viele Verzweigungen und Einschachtelungen hat, daß man nicht recht auf den Grund schauen kann. Das Schlimmste ist, daß man nie recht weiß, wann die Schubfächer sich öffnen und wieder schließen, und ob man nicht dabei ein paar Finger eingezwängt bekommt.

— Mein Gott, sie ist ein Weib, d. h. vielfältig, ließ die innere Stimme nach längerer Pause sich vernehmen. Darum hängt Du mit allen Fibern an diesem nervösen Mechanismus, welchen sie wie eine Klaviatur benützt, um Dir ein Glück zu bereiten, das je vielfältiger, desto größer ist.

Rakma brachte ihn immer mehr aus der Fassung. Die zügellose Geliebte, die gestern noch mit ihren tollen Forderungen ihn marterte, war ihm heute eine Fremde. Sie redete stolz mit ihm, ward ungeduldig, betäubte ihn geradezu mit ihren sprunghaften Launen.

— Ich habe eine Kaprixe, sagte sie ihm eines Tages.

Und sie verlangte, daß er sie am hellen Mittag im Wagen durch das Gehölz spazieren führe.

Er lehnte sich gegen dieses Verlangen auf. Am hellen Mittag! Welche Thorheit!

— Gewiß, eine Thorheit! Würde ich denn sonst darauf bestehen?

Er mußte ein Unwohlsein heucheln, um mitten in einer Gerichtsverhandlung das Justizpalais zu verlassen. Als er in einem Fiaker an dem verabredeten Orte ankam, winkte sie dem Kutscher und stieg ein.

— Ach, Geliebter, Das ist sehr schön von Ihnen! rief sie, sich an ihn schmiegend. Mir ist, als hätten Sie mich nie mehr geliebt als jetzt.

Im Gehölz angekommen ließen sie den Wagen an einem Kreuzweg halten und schlugen sich seitwärts in die Büsche. Sie hängte sich an seinen Arm, er legte den Arm um ihren Leib; so gingen sie mit langsamen Schritten dahin und blieben zuweilen stehen, um dem Säuseln des Windes, dem Zwitschern der Vögel, dem verliebten Athemzuge der Erde zu lauschen.

— Man fühlt sich hier so wohl, man athmet ordentlich auf! rief Rakma. Es ist nicht so wie bei uns. Ach, Sie werden mich sehr kindisch finden, nicht wahr?

„Es ist seltsam, dachte sich der Präsident; — ich bin es noch mehr als sie. Für nichts und wieder nichts treten mir die Thränen in die Augen.“

Er erkannte an ihr jetzt einen Reiz der Unschuld und des Schmachts, der sie völlig verwandelte.

— Es ist hier die reine Idylle! rief er aus. Dann fuhr er lachend fort: Denke Dir, daß ich mit achtzehn Jahren . . . mit einer kleinen Modistin . . . es war meine erste Leidenschaft . . . es war so hell und sonnig wie heute . . . wir wandelten durch dieselben Alleen . . .

Rakma blickte träumerisch drein.

— Ah! sagte sie, ziemlich gleichgiltig für diese Erinnerung. Dann sagte sie mit einer eigenthümlichen Betonung, gleichsam mit einer fernher geholten, singenden Stimme:

— Es gab einmal ein kleines Mädchen am Ufer eines großen Flusses . . . in wundervollen Gärten . . . Das war ich. Ich war ein kleiner Affe. Und kleine Affen umgaben mich, die Männer und Weiber jenes seltsamen Landes. Und ich tanzte bei dem Geplätscher der Springbrunnen und der Musik der Bambus-Instrumente. Und mehr weiß ich nicht; es ist schon so lange her. Ach, vergessen wir Das! Das Aeffchen ist todt, die Romane ist aus! Es ist nichts übrig, als ein Mädchen, das in einem Kirchhofe lebt. Küßten Sie mich, geliebter Präsident!

— Fürwahr, Du erschreckst mich! rief Lépervié, verdrossen ob solcher Vielseitigkeit.

— Schon?

Eine Nieseneiche verbarg jetzt mit ihrem Laub den Streifen des Himmels vor ihnen. Zwischen den mächtigen Verzweigungen ihrer Wurzeln war das Erdreich ausgehöhlt, daß alloverartige Nischen entstanden.

— Schauen Sie! rief Rakma; vielleicht haben sich schon Andere hier geliebt!

Und sie ließ sich daselbst nieder. Er sah unter dem Saume ihres Kleides die Schnalle ihres Strumpfbandes hervorblicken; das Blut schoß ihm in die Schläfen und ein Schwindel erfaßte ihn. Er ließ sich an ihrer Seite nieder, und alle Vorsicht vergessend besaß er sie hier, im Gehölz, das voll war mit

Spaziergängern, am hellen Mittag, nach Art eines Hirtenknaben, — er, der tugendhafte Präsident Lépervié! — — —

Sie mußten eine Viertelstunde gehen, bis sie ihren Wagen wiederfanden; endlich, gegen Abend traten sie die Rückfahrt nach der Stadt an, wobei ihre Leiber auf den Kissen des Wagens sich wiegend, an einander streiften. Er wollte die Vorhänge herabziehen, allein sie ließ es nicht zu.

— Nein, rief sie mit einem nervösen Lachen. Es ist so ergötzlicher! Vielleicht erkennt uns Jemand.

— Ach, sagte sich Lépervié, an die neuliche Idee seines inneren Menschen denkend, — nicht sie ist das Instrument, sondern ich bin es, und sie versteht es, bald mit geflügeltem Finger, bald mit schwerer Faust darauf zu spielen. — — —

Er ging nicht mehr ins Theater, vernachlässigte seinen Klub. Zwischen seiner Frau und Rakma, die beim Lampenlicht ihre Handarbeiten verrichteten, brachte er die immer länger werdenden Herbstabende zu, mit großer Mühe gegen den Schlaf ankämpfend, der ihn niederdrückte.

— Du wirst wieder so schwerfällig, bemerkte ihm Lydia eines Abends. Du solltest Deine frühere Gewohnheit wieder aufnehmen und ausgehen.

— In der That, gestand er, ich fühle ein Prickeln in den Lenden und im Rücken. Die frische Luft wird mir vielleicht gut thun.

Allein, ein Blick von Rakma gebot ihm zu bleiben und er wagte es nicht, ungehorsam zu sein. In der beständigen Furcht vor ihren Launen mengte sich in den letzten Monaten eine passive, stumme Unterwerfung. Oh, sie führte strenges Regiment über ihn! Das dachte er sich wohl; aber sobald sie befahl, war seine Willenskraft gebrochen und er beugte sich dem Gebote ihres magnetischen Blicks. Sie, die in der Atmosphäre des Hauses stets anwesend war, (selbst wenn sie leiblich abwesend war) ging mit einer stillen Sphinx-Miene unter dieser Familie umher, scheinbar untadelhaft, gleichsam mit den Rechten der legitimen Gattin bekleidet neben der anderen, die vermöge eines stillschweigenden Uebereinkommens nur geduldet wurde.

„Ich lebe da in einer legitimen Bigamie“ — sagte sich der Präsident. Ich habe das Problem gelöst, zwei Herzen zu besitzen und sie in einer gleichen Liebe zu verschmelzen.“

Er verlebte denn im Familienkreise, die Pantoffel an den Füßen, die langweiligen Abende, Thee trinkend und die wässrige Lektüre über sich ergehen lassend, mit welcher Rakma die Frau Präsidentin traktirte. Allein, immer wieder kam der Schlaf über ihn, als Beweis des Verfalls seines durch die ewigen Aufregungen angespannten Körpers. Er erhob sich von Zeit zu Zeit und ging in den Garten hinab, um frische Luft zu schöpfen; die Zimmerwärme drückte ihn dann bald wieder zu Boden. Er kneipte sich in den Arm, trieb sich im Zimmer herum, versuchte eine Zeitung zu lesen, doch entfiel ihm das Blatt bald und der Kopf fiel schwer auf die Brust herab. Dann fuhr er mit klebrigem Munde und stieren Augen auf. Nichts vermochte die Erschlaffung zu überwinden, die zu dieser noch nicht so späten Stunde ihm alle Glieder und die Gedanken lähmte. Und unter dem ironischen Blicke Rakma's hatte er das Gefühl seiner unverbesserlichen Pächerlichkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Im Verlage von Gustav Grimm in Budapest

sind nachstehende Romane erschienen  
und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Descaves, Lucien. Unteroffiziere („Sous-Offs“).**  
1 fl. 80 kr. = 3 Mark.

Garborg, Arne. Aus der Männerwelt. . . . .	1 fl. 20 = 2 Mark.
Krohg, Chr. Albertine. . . . .	1 fl. 20 = 2 Mark.
Maupassant, Guy de. Mont-Oriol. . . . .	60 fr. = 1 Mark.
Mendès, Catulle. Johar. . . . .	60 fr. = 1 Mark.
Mendès, Catulle. Die erste Geliebte. . . . .	60 fr. = 1 Mark.
Mendès, Catulle. Der nackte Mann. . . . .	60 fr. = 1 Mark.
Strindberg, August. Das rothe Zimmer. . . . .	2 fl. 40 = 4 Mark.
Strindberg August. Die Verheiratheten. . . . .	1 fl. 20 = 2 Mark.
Zola, Emile. Mutter Erde. 2 Bände. . . . .	3 fl. 60 = 6 Mark.
Zola, Emile. Nana. 2 Bände. . . . .	1 fl. 80 = 3 Mark.
Dasselbe. Illustrierte Ausgabe. . . . .	4 fl. 50 = 7 M. 50.
Zola, Emile. Der häusliche Herd. 2 Bände. . . . .	3 fl. — = 5 Mark.
Dasselbe. Illustrierte Ausgabe. . . . .	4 fl. 50 = 7 M. 50.
Zola, Emile. Paradies der Damen. . . . .	1 fl. 80 = 3 Mark.
Zola, Emile. Das Geständniß eines Jünglings. . . . .	1 fl. 20 = 2 Mark.
Zola, Emile. Therese Raquin. . . . .	1 fl. 20 = 2 Mark.
Zola, Emile. Die Sünde des Priesters. . . . .	1 fl. 20 = 2 Mark.
Zola, Emile. Der Wunsch einer Verstorbenen. . . . .	1 fl. 20 = 2 Mark.
Zola, Emile. Der Todtschläger. . . . .	1 fl. 50 = 2 M. 50.
Zola, Emile. Renata oder die Jagd nach dem Glücke. . . . .	1 fl. 50 = 2 M. 50.
Zola, Emile. Die Lebensfreude. . . . .	1 fl. 50 = 2 M. 50.
Zola, Emile. Madeleine Férat. . . . .	1 fl. 50 = 2 M. 50.
Zola, Emile. Sr. Exc. Eugen Rougon. . . . .	1 fl. 50 = 2 M. 50.
Zola, Emile. Die Eroberung von Plassans. . . . .	1 fl. 50 = 2 M. 50.
Zola, Emile. Die Geheimnisse von Marseille. . . . .	2 fl. 40 = 4 Mark.

**Zola, Emile. Die Bestie im Menschen. 3 fl. = 5 Mark.**

Die ersten vier complete Jahrgänge des „Caviar“,  
1886, 1887, 1888, 1889 sind noch zum Preise von je 8 fl. ü. W.  
= 14 Mark, — hochlegant gebunden je 9 fl. 50 kr. ü. W.  
= 16 Mark 50 Pf. zu beziehen.

Caviar-Kalender für 1891 soeben erschienen. — Siehe Rückseite.

— Siehe Rückseite. —  
Caviar-Kalender für 1891 soeben erschienen. —



— Siehe Rückseite. —  
Caviar-Kalender für 1891 soeben erschienen. —